

Illustrierte Zeitung



A. P.

**Am Tag
des deutschen Sieges ...**

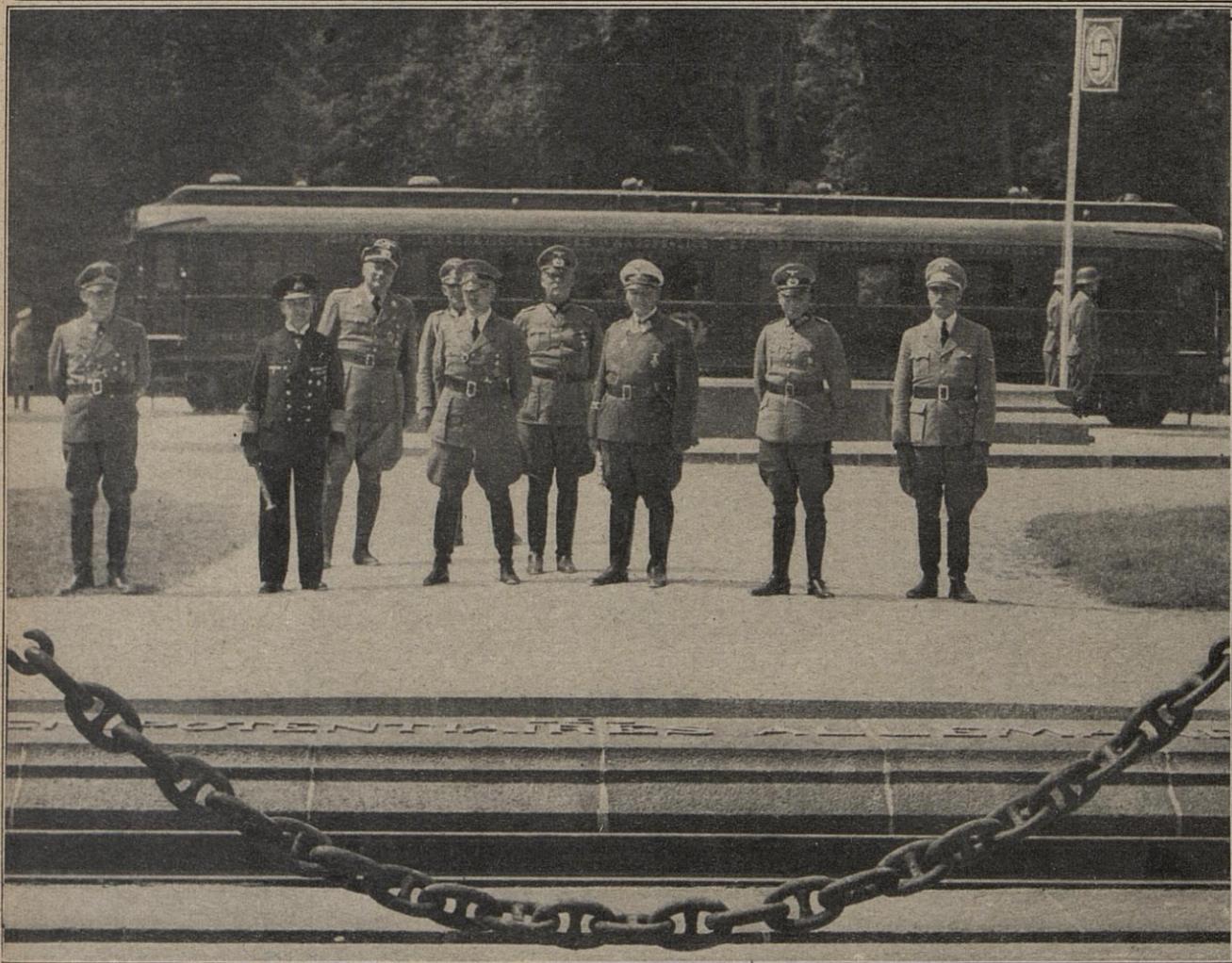
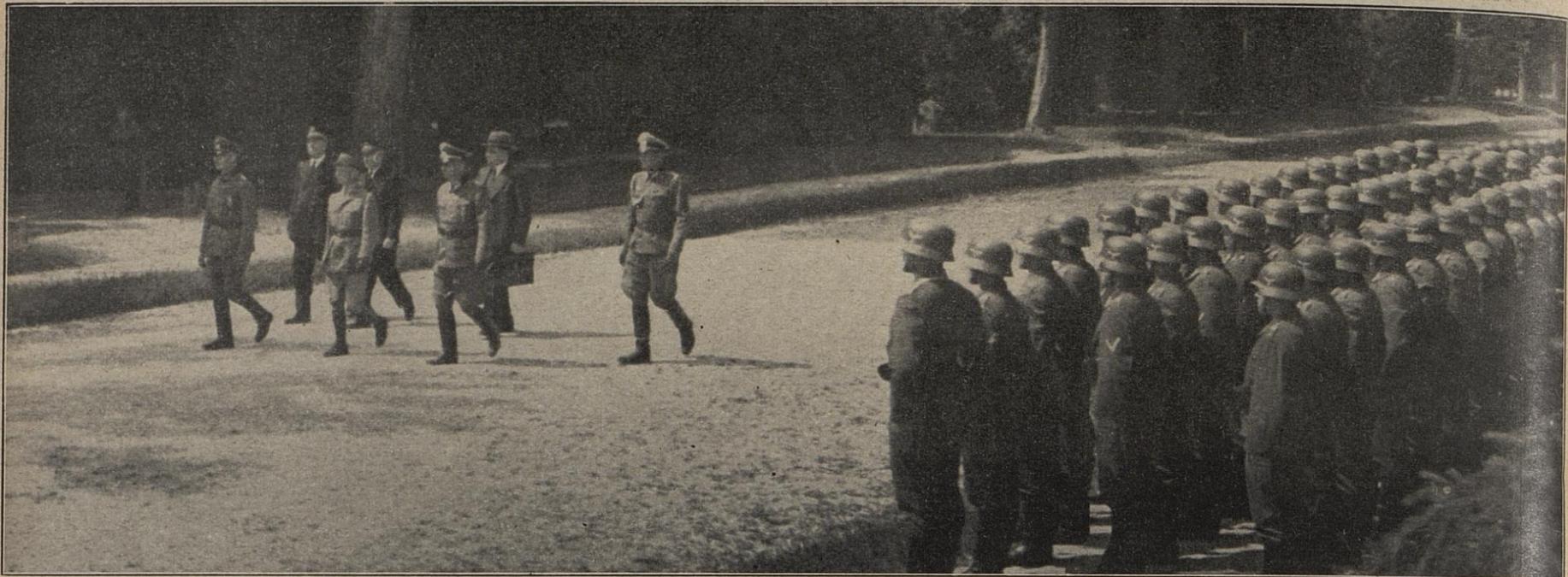
Die englische Originalunterschrift:

„Mr. Churchill looking grim as he left No. 10 to-day, June 14, following the news of the German entry into Paris.“

In Deutsche überfetzt:

„Mr. Churchill blickt finster drein, als er heute, am 14. Juni, Downing Street 10 verläßt — nach Erhalt der Nachricht vom deutschen Einzug in Paris.“

F. R. 417



Am 21. Juni, 15 Uhr 32: Die französische Delegation erscheint.

Die Ehrenkompanie steht Gewehr bei Fuß. Durch die Allee kommen in schnellem Gang die Unterhändler, geleitet von deutschen Offizieren. vorn in der Mitte General Hungiger, dahinter von links Vizeadmiral Veluc, General der Luftwaffe Bergeret und, mit Aktentasche, Botschafter Noel.

H. Laux - KKB (2), PK Dörfner - Weltbild - Atlantic Presse-Hoffmann (2)

Im Wald von Compiègne

am 21. und 22. Juni 1940

Nach 22 Jahren: Der unbekannte Soldat des Weltkrieges — der siegreiche Feldherr von 1940.

Adolf Hitler vor dem Stein, der an den schmachvollen November 1918 erinnert. In seiner Begleitung von links: Reichsaußenminister von Ribbentrop, Großadmiral Raeder, Obergruppenführer Brückner. Rechts vom Führer Generaloberst Keitel, Generalfeldmarschall Göring, Generaloberst von Brauchitsch und der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß.



Der Deckenschmuck des historischen Wagens: Die Aufzählung der großen Schlachten des Weltkrieges, die abschließt mit der „Schlacht von Frankreich 1918“ — aufgenommen nach der Schlacht von Frankreich 1940.

15 Uhr 34: Die französische Abordnung hat den Wagen betreten. Der Führer und seine Begleitung erheben sich und grüßen mit dem Deutschen Gruß.



Von 15 Uhr 35 bis 15 Uhr 40: In Anwesenheit des Führers verliest der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generaloberst Keitel, die Präambel zu den Waffenstillstandsbedingungen.

Links von Adolf Hitler Generalfeldmarschall Göring und Großadmiral Raeder, im Hintergrund Generaloberst von Brauchitsch und der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß; ganz vorn Reichsaußenminister von Ribbentrop; rechts die französischen Delegierten.



Am Spätnachmittag des 22. Juni: Generaloberst Keitel mit höheren Offizieren bei den letzten Besprechungen.

Den ganzen Nachmittag über hatten sich die Beratungen der Franzosen hingezogen, die verschiedene Male mit der Regierung in Bordeaux in telefonischer Verbindung standen. Um 18 Uhr 37 teilte der Sekretär der französischen Abordnung mit, daß die Vertreter Frankreichs zur Unterschrift bereit seien. PK Tritschler - PBZ. (1), Atlantic (2), A. P. (1)



Zwischen 18 Uhr 40 und 18 Uhr 50: Der historische Akt der Unterzeichnung. General Hunziger unterzeichnet für Frankreich.



Generaloberst Keitel unterzeichnet für Deutschland.

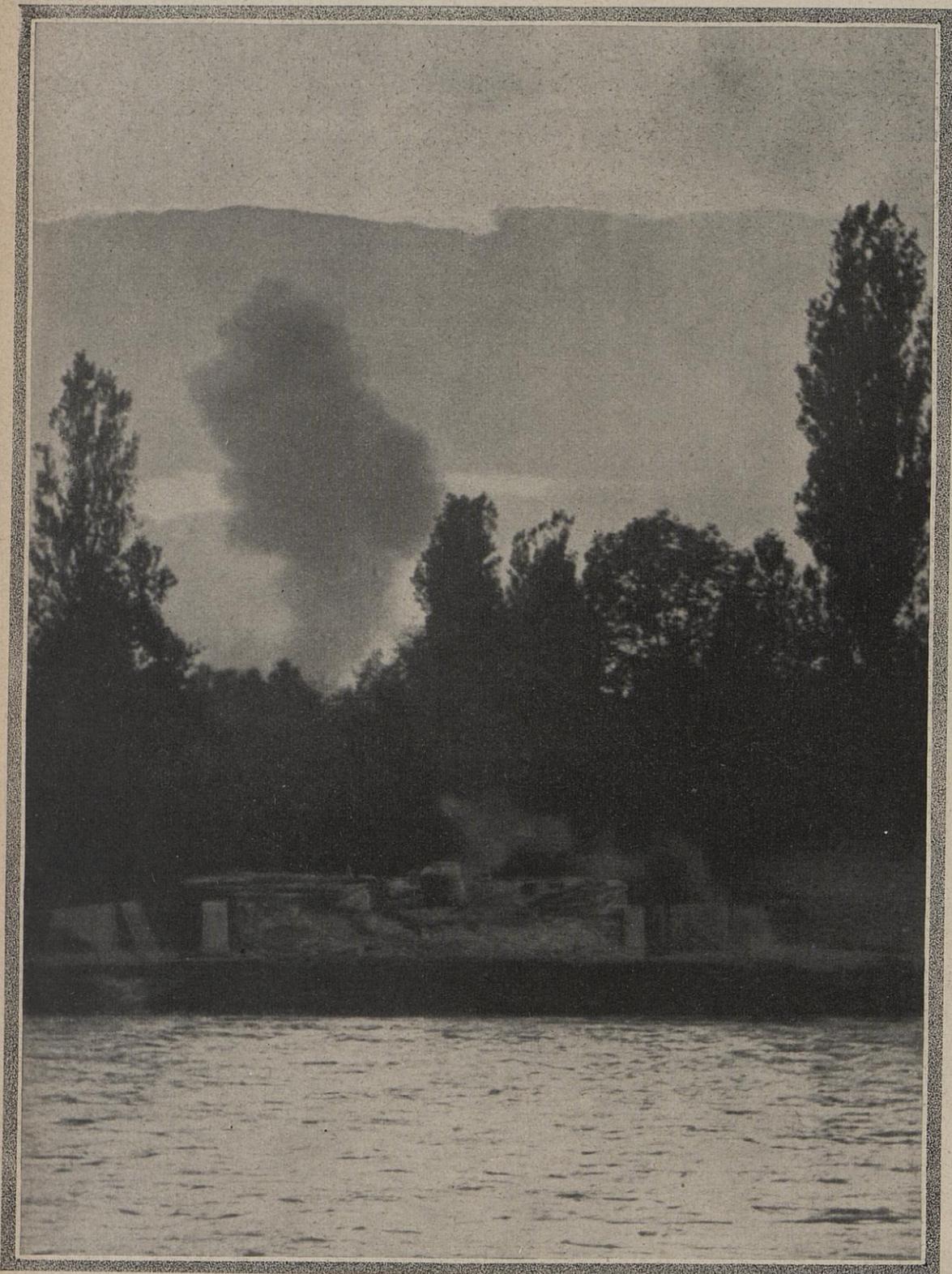


In Olgiata bei Rom

Der Generalstabschef der italienischen Wehrmacht, Marschall Badoglio, verliest nach der Unterzeichnung eine Erklärung. Links neben ihm Außenminister Graf Ciano, gegenüber die französischen Delegierten.

Am 24. Juni 19 Uhr 15: Der italienisch-französische Waffenstillstandsvertrag ist unterzeichnet.

Am 25. Juni 1940 um 1 Uhr 35 Minuten ruhten die Waffen — der Krieg im Westen hat mit dem glorreichsten Sieg aller Zeiten geendet



Präzisionsarbeit der Stufas.

Einer der vielen französischen Bunker, die bei dem großen deutschen Angriff an der Oberrheinfront auf den Meter genau getroffen und zerstört wurden. PK Doff - Weltbild

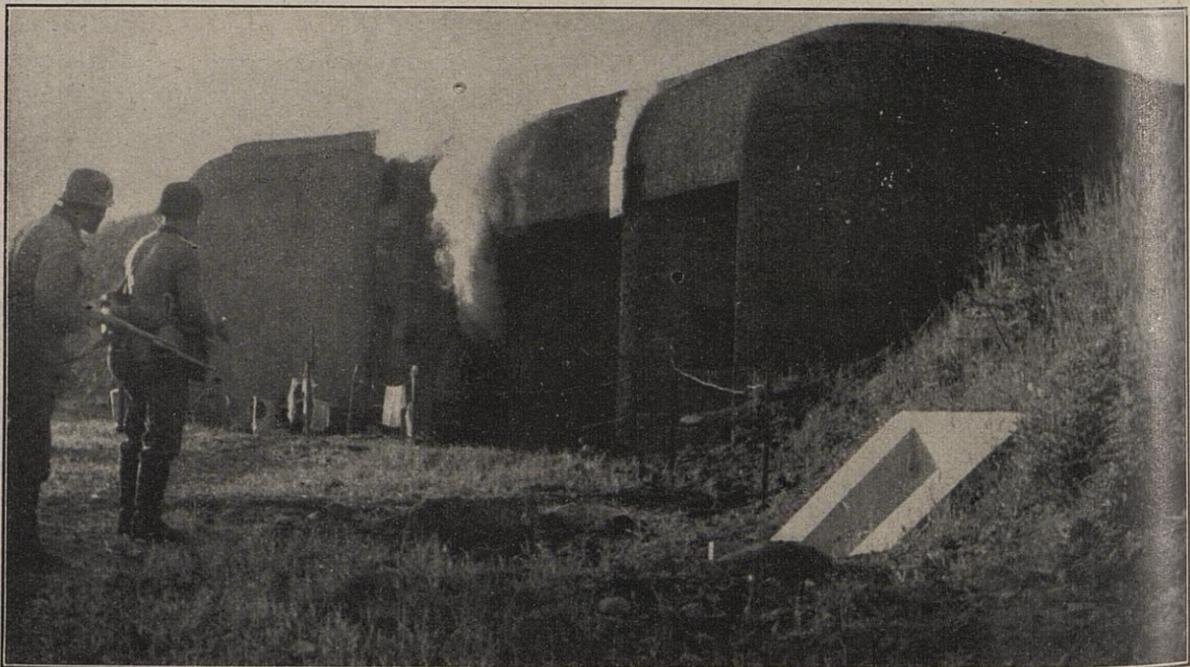
Über den Oberrhein



Während Artillerie und Stufas ihren Angriff vorbereiten, wartet am deutschen Ufer ein Infanterie-Stoßtrupp auf den Befehl zum Sturm.

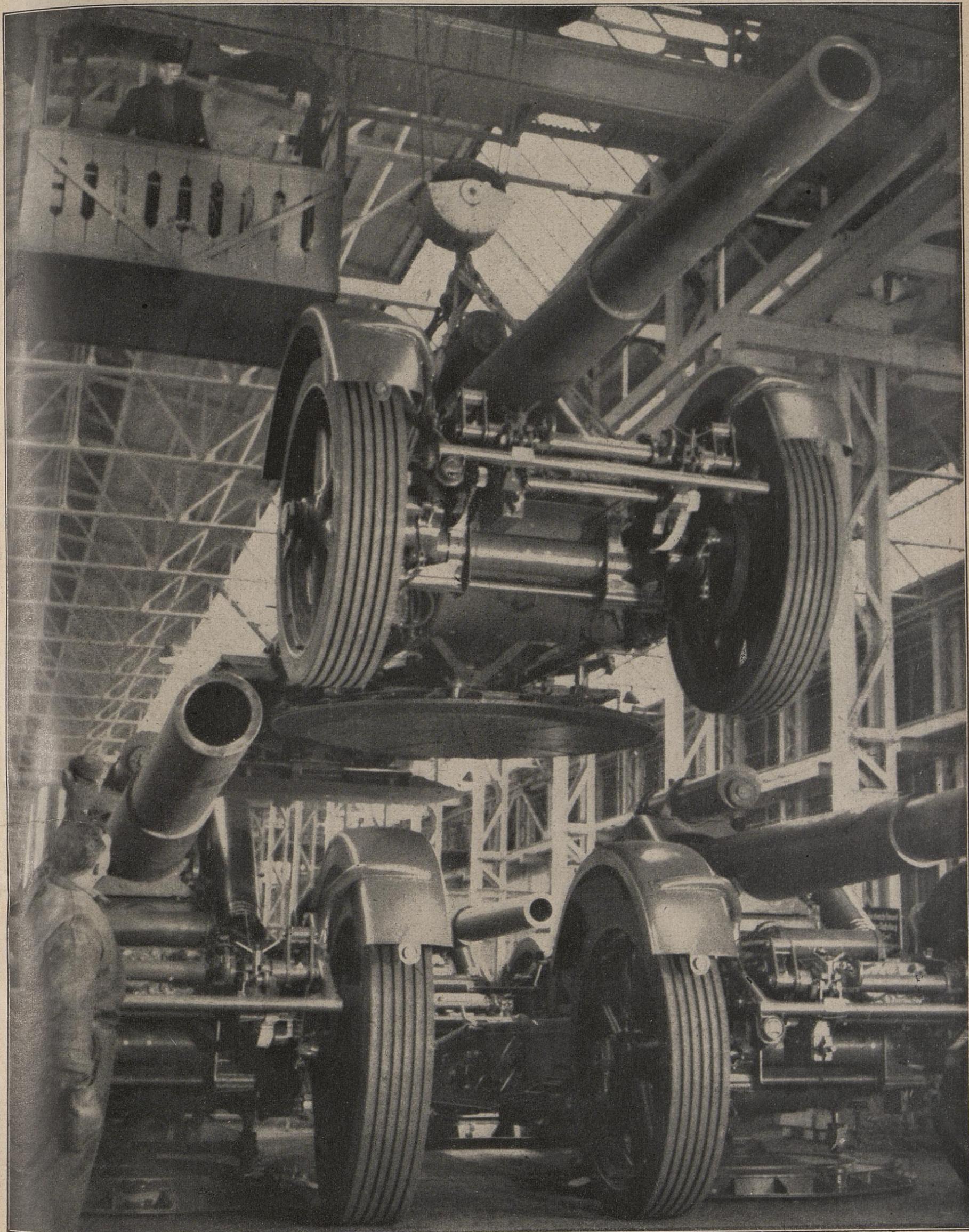


Unter dem Hagel feindlicher Geschosse feht Schlauchboot nach Schlauchboot über den Strom. Schon zehn Minuten nach Beginn des Angriffs hatten todesmutige deutsche Soldaten das jenseitige Ufer erreicht.



Der erste Brückenkopf am Feindufer ist gebildet. Vorsichtig arbeitet sich die Infanterie durch das unübersichtliche Ufergelände an die von Stufas und Artillerie bombardierten Bunker heran. PK Kautz - P.B.Z. (3)

Zwischen Bunkern und Panzerkuppeln... Krachend geht die Munitionskammer in die Luft. Vorsichtig nähert sich der Stoßtrupp einem der „unbezwingbaren“ Werke der Maginotlinie. PK Malezki - Atlantic



Aus einem der gewaltigen deutschen Rüstungswerke: Schwere Mörser sind fertiggestellt.
Spielend hebt der elektrische Kran das wuchtige Gefchütz und stellt es auf seinen Platz in der nie abreisenden Reihe.
Weltbild - Hubmann



Morgens: Der Aufbruch zur Arbeit aus dem Arbeitslager. Zum Schutz gegen Fliegerbomben sind die Omnibusse, die die Arbeiter an die zum Teil weit entfernt liegenden Arbeitsstätten bringen, dicht an die Bäume herangefahren.



Ein künstlicher Wald von Rindmatten entzieht die Baustelle feindlichen Beobachteraugen.



Um die Baustelle gegen Handstreiche zu schützen, liegt — wohlgetarnt — im Stachelndraht ein MG.



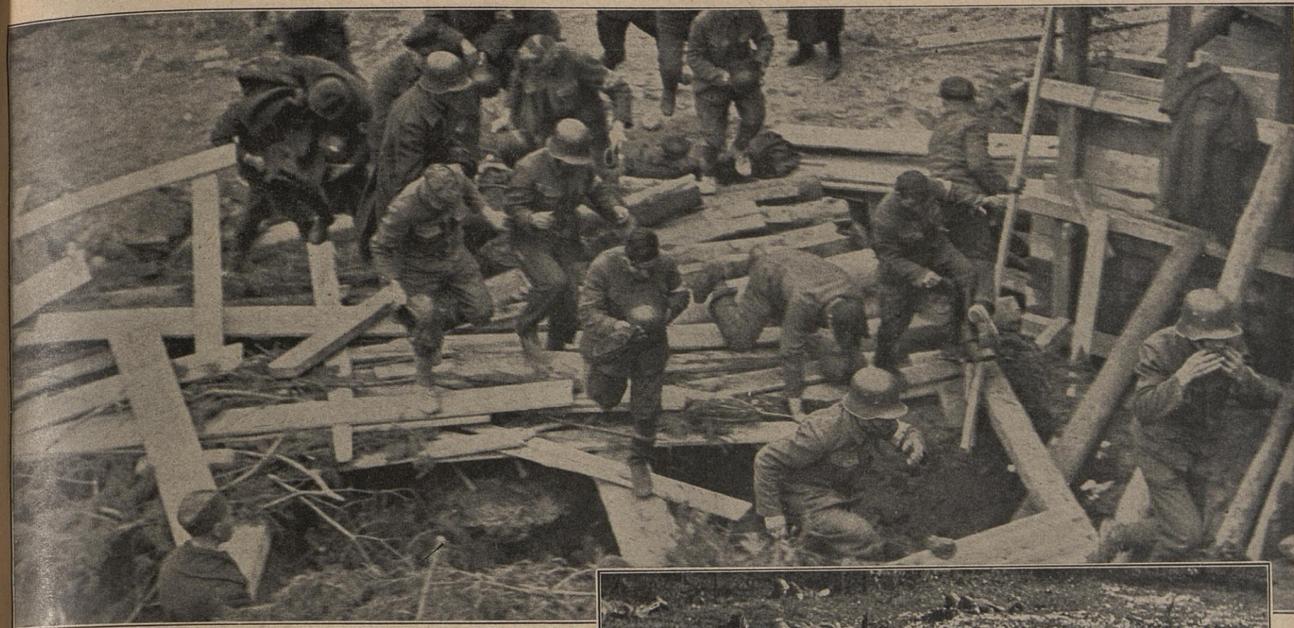
Das Gelände, durch das der Weg zur Arbeit führt, ist „vermint“. Ein unbedachter Schritt zur Seite kann verderblich werden, deshalb heißt es, genau Vordermann halten.

Frontarbeiter der OT

In diesem Kriege geboren: Der kämpferische Arbeiter der „Organisation Todt“



Bei der für einen Bergmann gewohnten Arbeit. Mit dem Presslufthammer gilt es einen tiefen Stollen in den Berg zu treiben, um die unterirdischen Verbindungen zwischen zwei Befestigungswerten herzustellen.



Marm auf der Baustelle. Ein Feuerüberfall — im Nu greift jeder zum Stahlhelm. Um sich zu sichern, läuft alles in den Splitterschutzgraben, wirft sich flach auf den Boden, bis der Feuerüberfall vorüber ist... und die Arbeit weitergehen kann.



Essenpause: Zur Verpflegung auf der Baustelle gehört auch die warme „Buntersuppe“. Alle Aufnahmen: Gronefeld

Bild links: Das fliegende Lohnbüro kommt mit den Lohnlütten in die vordersten Linien.

Bild rechts: Ein Kamerad wird zu Grabe getragen. Er mußte bei einem Feuerüberfall seinen Einsatz für das deutsche Volk mit dem Leben bezahlen.

Ein USA-Korrespondent fotografierte die Straßen der Niederlage

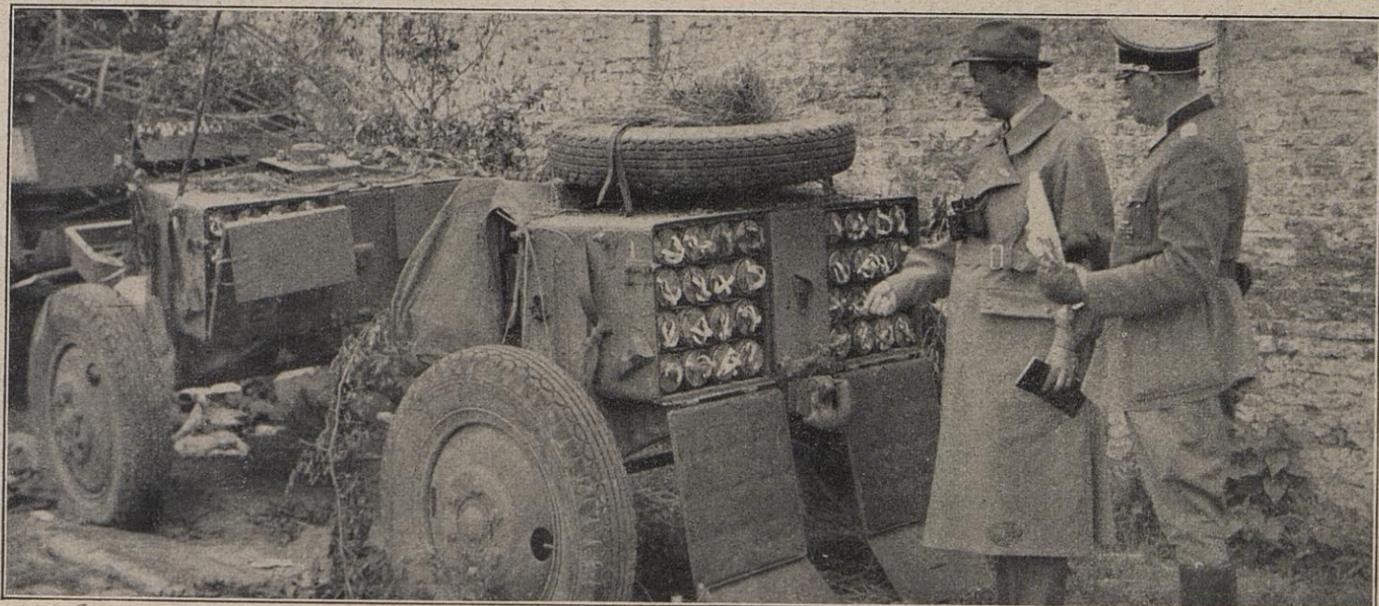
Louis P. Lochner leitet seit Jahren das Berliner Büro der amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press. Seine Berichte werden in einer großen Zahl von Zeitungen übernommen. Er hat auf Einladung des Oberkommandos der Wehrmacht eine Frontreise gemacht, unmittelbar nach der Schlacht von Flandern, und dabei auch... fotografiert.



„Zwei Stunden nach der Räumung der Stadt Bergues kamen wir gerade an, als die ersten Einwohner aus den Kellern krochen.“



„Dieser alte Herr, ein Franzose, kam in der Nähe von Cambrai heran und bat, den Zucker, der in den zerschossenen britischen Kampfwagen zerstreut lag, benutzen zu dürfen; er erhielt die Erlaubnis dazu.“



„Bei Le Cateau in einem
Gefangenenlager!“

Aufatmend warten die Gefangenen auf den Abtransport. Freude steht auf ihren Gesichtern; sie sind der Hölle entronnen.“

Alle Aufnahmen: Lochner - A. P.

„So überstürzt war der Rückzug
der Engländer!“

Die Progen dieser Batterie, die ein Kollege von mir prüfend betrachtet, sind noch bis an den Rand gefüllt. Zum größten Teil sind sogar noch die Lammungen deutlich erhalten.“

Die Schwarzen Husaren

Ein Bericht über General Guderian und einen Einsatz der von ihm geschaffenen Waffe, der Schnellen Truppen, von Kriegsberichterstatter Eric Borchert

Jrgendwo im Walde . . .



1. An einer Straße im Kampfgebiet: Ein öffentlicher Fernsprecher —

aber weit und breit ist kein Nachrichtentrupp zu sehen, der zu dem Fernsprecher gehören könnte. Die Telefonleitungen laufen unbeschädigt nach vorn und nach hinten.



2. Viele Kilometer weiter vorn . . .

wird das Telefontabel verlegt. Immer weiter rollt der besonders für diese Aufgabe konstruierte kleine Kabelwagen in Feindesland hinein. Er gehört zu dem . . .

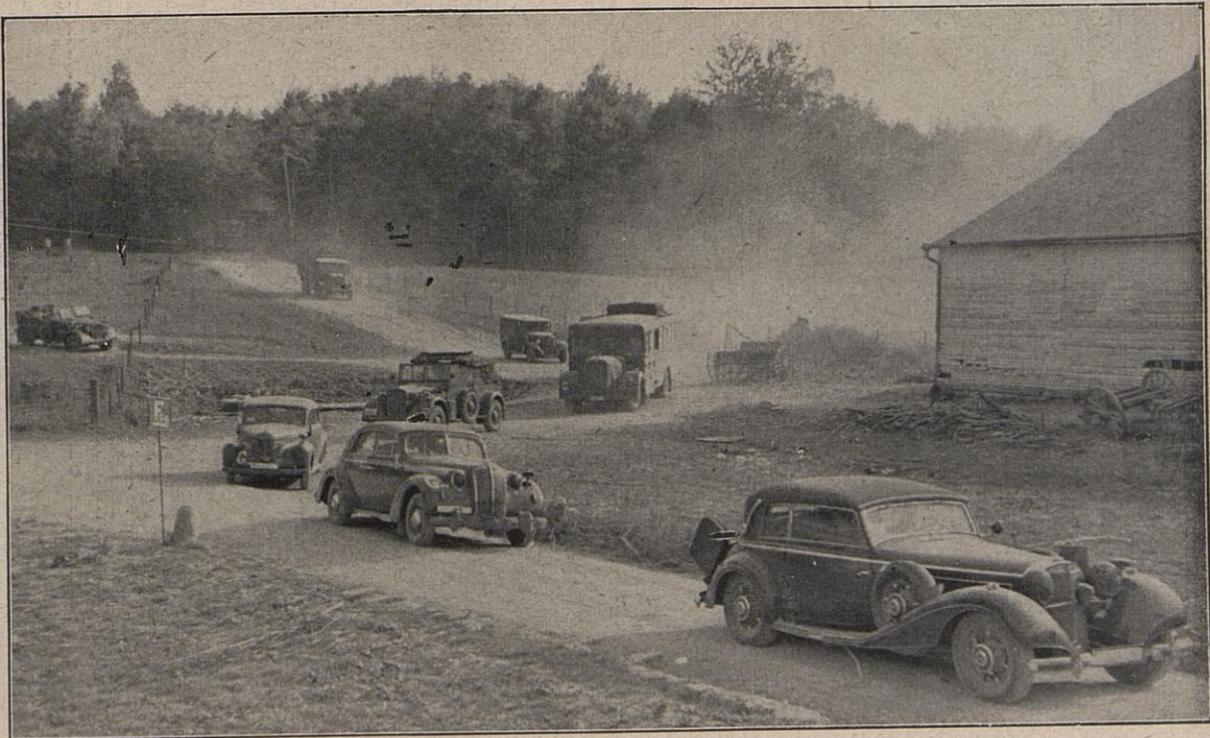
3. . . fliegenden Stab der Schnellen Truppen, der gerade „umzieht“. Eines der Geheimnisse des Erfolges: Die außerordentliche Beweglichkeit des Stabes, der dicht hinter der kämpfenden Spitze die Operationen leitet.



4. Zehn Kilometer weiter vorn: Der Stab hat seinen neuen Platz erreicht. Der Stander des kommandierenden Generals wird aufgefplant, weithin sichtbar für alle Melder.



5. Die Verbindung reißt nie ab. Im Autobus des Generals laufen alle Meldungen zusammen und werden verarbeitet.



Der Angriff wird vorbereitet



6. Die Zentrale des Angriffs: Der Armeegruppenstab der Schnellen Truppen.

Er liegt im Kampfgebiet und ist sorgsam getarnt. Mit ihm in ständiger Verbindung steht...



7. ... der Befehls-Panzer.

Nach den Angaben von General Guderian wurde der „Befehls-Panzer“ gebaut, in dem — auf dem kleinen Raum eines Panzerspähwagens — all die vielfältigen Apparate und Vorrichtungen angebracht sind, die zur Leitung der großen Aktionen notwendig sind.



8. Wenige Minuten vor dem großen Angriff:

General Guderian ist mit seinem Befehls-Panzer zu den vordersten Einheiten der Panzer gefahren, die sich schon zum Angriff bereitgestellt haben. Hier empfangen die Divisionskommandeure ihre letzten Befehle.



Der Leiter des Angriffs

9. Der Chef der Schnellen Truppen, General Guderian,

der seit Beginn des Krieges stets in vorderster Linie Sieg auf Sieg seiner Truppen miterlebte.



10. Der Angriff beginnt: Führer der kleineren Einheiten erhalten ihre Befehle. Zwischen den Panzeroffizieren der Führer einer Infanterieabteilung.



11. Im Morgengrauen stehen in unübersichtbaren Reihen unsere Panzerkampfwagen, durch einen Waldrücken gedeckt, zum Angriff bereit. Gleich wird der Befehl kommen: „Panzer — Marsch!“

Der Angriff rollt

Aufklärungsfieger haben festgestellt, daß der Wald A... von starken feindlichen Kräften besetzt ist. Aus der Lage und der Erfahrung der letzten Tage ist zu erkennen, daß der Feind mit allen Kräften diese ideale Stellung halten will. Der Auftrag für die „Schwarzen Husaren“ ist klar: Die erste Panzerwelle bricht bis zum Südrand des Waldes durch und besetzt den Ort A. Die Panzer der zweiten Welle begleiten die stürmende Infanterie. Die schweren Waffen der Infanterie werden voll eingesetzt.



12. „Panzer marsch!“ — Die erste Welle des Angriffs rollt.

In großer Breite setzt sich die stählerne Front in Bewegung, die noch kein Gegner aufhielt und deren einzigartige Durchbruchskraft für die großen Erfolge der deutschen Wehrmacht im Osten, Norden und Westen oftmals ausschlaggebend war. In den ersten Linien fahren die schweren Panzer (a), dann folgen die leichteren (b), mitten unter ihnen geht die Artillerie-Beobachtungs-

stelle im Personentraktwagen und im Kübelwagen (c) mit nach vorn. Die Kradmelder (d) sind immer zur Stelle. Ein Infanterie-Stoßtrupp (e) begleitet diese erste Welle. Schnelligkeit und enge Zusammenarbeit mit allen Waffengattungen sind eine Ursache für die großen Erfolge der Panzerwaffe.



13. Von der B-Stelle der Artillerie...

Die Beobachtungsstelle für die Artillerie, die den Angriff der Panzerkampfwagen unterstützt, kann das weite Gelände des Angriffs gut übersehen. Ihre Funkgeräte fliegen nach hinten, Kradmelder stehen für die Beförderung der Planskizzen bereit.



14. ... bis zur Befehlsstelle dicht bei den Batterien.

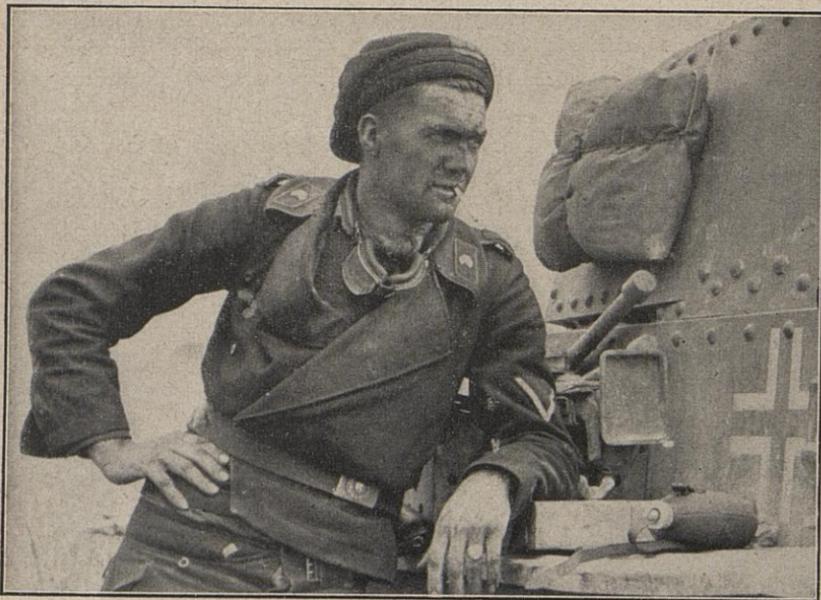
Alle schweren Waffen der Infanterie werden voll eingesetzt. Die Panzer gewinnen schnell Raum; das Feuer der Artillerie muß deshalb auch weiter vorverlegt werden. Der motorisierten schweren Artillerie ist es möglich, auch den schnellsten Vorstößen der Panzerwaffen jederzeit zu folgen.



**Die zweite
Angriffs-
welle**

15. Im Schutz der Panzer: Die Infanterie geht vor.

Nach den ersten großen Erfolgen der deutschen Panzerwaffe versuchte der Feind eine neue Taktik anzuwenden: Er ließ ohne Widerstand die Panzer durchstoßen und bekämpfte dann aus guter Deckung die nachfolgende Infanterie. Sofort stellte sich aber die deutsche Taktik um: Jetzt werden solche Infanterieangriffe von Panzerkampfwagen begleitet.



16. Der schwarze Husar, der beste Kamerad des Infanteristen.



**Die dritte
Angriffs-
welle**

17. Die Panzerwaffe hat den Weg frei gemacht. Jetzt stößt die Infanterie durch die Bresche vor. Während die Panzer weit voraus schon wieder neue Lücken in die feindlichen Fronten reißen, strömt eine Infanterie-Division der anderen nach, kämmt das Kampfgebiet durch, beseitigt den letzten Widerstand und nimmt das Land endgültig in Besitz.



18. Ein Zeichen des Sieges.

General Guderian mit dem Kommandeur eines Panzerregiments, der ihm — mit einer erbeuteten französischen Fahne in der Hand — den Erfolg seiner Panzer meldet.

Presse-Hoffmann (8), Presse-Bild-Zentrale (10)



Sie fliehen in die Schweiz.

Zwei französische Frauen — zwei von so vielen — verließen ihr Heim in Belfort, als der von den französischen und englischen Machthabern gemeinsam entfesselte Krieg sich der Burgundischen Pforte näherte. Das einzige, was sie retten konnten, waren die Kleider am Leibe, ein Regenschirm, die Gasmaste — und der Junge.

Ihre Kinder sind müde von der Flucht. Vom Süden des Elsaß wurden diese Zwillinge von ihrer Mutter über die endlosen Landstraßen zur Schweizer Grenze gefahren. Acht Tage waren sie auf der Straße; die Wälder waren ihre Herberge. Ihr Vater stand im Felde — er mußte für die Interessen Englands kämpfen.

A. P. (3), Weltbild (1)



Ihre Häuser sind vernichtet.

So sieht es aus in den Gebieten, wo der Kampf in Frankreich tobte. — Aber noch in der Nacht nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes schmähte Churchill die Franzosen, die sich für England verbluteten.

PK Gofferjé - Scherl



Die Tommies aber tanzen...

Am 14. Juni, dem Tag des Einzuges der deutschen Truppen in Paris, verbreitete London dieses Propaganda-Foto mit folgender Unterschrift: „Das neue Britische Expeditionskorps fährt in bester Laune nach Frankreich, um in dem großen Kampf zu helfen. Jeder verfügbare Mann und jedes Ausrüstungsstück wird von England geschickt, um Frankreich in seinem großen Kampf gegen das Vorrücken der deutschen „Dampfwalze“ zu helfen. Um nur einmal zu zeigen, daß die Tommies nicht niedergeschlagen sind, veranstaltet hier eine Gruppe in voller Ausrüstung vor der Einschiffung nach Frankreich einen Tanz aus dem Stegreif.“



An der Grenze türmen sich die Waffen. Auch Zehntausende von französischen Soldaten ließen sich in der Schweiz internieren. Sie gaben den sinnlosen Kampf auf, zu dessen Fortsetzung die Engländer Frankreich auch noch nach dem völligen Zusammenbruch zwingen wollten.

Ein Schritt zu weit

Roman einer Irrfahrt von Fred Andreas

Copyright 1940 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

„Sie wollten mir einmal erzählen“, begann Stella nach einer Weile, „warum Sie manchmal auf Fräulein Mühlmann ärgerlich waren. Es muß doch einen Grund gehabt haben.“

„Natürlich hatte es einen“, sagte Rüggl, „aber keinen schönen. Fräulein Mühlmann griff in mein Privatleben ein... Wenn ich einen Brief bekam, den ich ihr nicht zu lesen geben wollte, war sie zornig. Nun bin ich zwar ein starker Mann und kann einen Stoß vertragen, aber was zuviel ist, ist zuviel. So brüllte ich Fräulein Mühlmann eben an... Es war meine einzige Waffe.“

„Dann war sie eifersüchtig? Verliebt?“

„Nein, nein, das nicht“, sagte Rüggl hart. „Verliebt war sie nicht. In mich jedenfalls nicht. Sie war nur schrecklich tyrannisch und egoistisch.“

Diese heftige Verteidigungsrede überzeugte Stella ganz und gar nicht. Im Gegenteil, erst jetzt wußte sie, daß genau das der Fall gewesen war, was er geäußert hatte: Fräulein Mühlmann hatte ihn unglücklich geliebt. Aber daß er es so entschieden in Abrede stellte, war ein schöner Zug von ihm. Es war bezeichnend für seine ganze Art, mit Menschen umzugehen.

Selten sprach Rüggl mit Stella über das, was sie am meisten interessiert hätte, über die Seele Chinas, über das Rätselhafte, das in jedem Kuli, an jedem Stein dieser Stadt war.

„Geben Sie sich keine Mühe, China zu verstehen“, sagte er rundheraus. „Wir können es nicht. Ich lebe zehn Jahre in Asien und weiß nichts, nichts, nichts. Ich habe nur scheue Bewunderung, wenn ich vor diesen Tempeln stehe. Wie können wir die Marmorreliefs im Gelben Tempel verstehen, wenn wir nicht einmal den Kuli verstehen, der unsere Riksha zieht? Glauben Sie es keinem, wenn er Ihnen sagt, er habe das chinesische Wesen begriffen.“

„Aber ich dachte“, wandte Stella ein, „daß Sie es besser als die anderen verstehen müßten.“

„Warum gerade ich?“

„Weil Sie Kanton- und Peking-Chinesisch sprechen.“ Er zuckte die Achseln und legte seine Tabatpfeife beiseite. „Was ist das schon! Gewiß, mein Peking-Chinesisch ist gut, und mein Kanton-Chinesisch reicht aus, aber ich kann es nicht einmal schreiben. Die tausend Schriftzeichen, die ich lesen kann, reichen nicht aus, etwas von der Kultur zu begreifen. Ich kann sie nur ahnen. Aber diese Ahnung schon genügt mir, um China zu lieben. Es ist so unbegreiflich groß, so verschwenderisch, so fruchtbar, so tief! Wie kann ich sagen, daß ich es kenne?“

Am nächsten Tag nahm Rüggl sie vormittags in die Stadt mit, obwohl sie noch viel zu arbeiten hatte.

„Wollen Sie sich ein Haus mit mir ansehen?“ fragte er.

„Ein Haus? Natürlich. Wollen Sie sich ein Haus kaufen?“

„Ja. Vielleicht. Ich habe das Leben im Hotel satt. Ich bin so selten in Peking, daß ich wenigstens die paar Wochen oder Monate vernünftig und bequem leben möchte. Uebrigens habe ich vor, meine Reisen einzuschränken, wenn ich ein hübsches Haus finde.“

„Dann also Bernhard Rüggl, 'zu Hause' für die Zukunft“, sagte Stella lächelnd.

„Ja, ungefähr so.“

Sie nahmen Rikshas und fuhren in die Kaiserstadt, aber nicht weit hinein. Als sie an den Wassergraben kamen, der, von weißem Marmor eingefast, die „Verbotene Stadt“ umfließt, ließ Bernhard Rüggl die Riksha nach rechts abbiegen und plötzlich vor einer Mauer anhalten.

In der Mauer war eine kleine Pforte mit einem Klopfer, den er in Bewegung setzte. Während sie warteten, sah er sich prüfend um.

„Die Gegend ist gut“, sagte er, mit dem Kopf über den sonnenglühenden Graben deutend. Auf der halbhohen Marmoreinfassung flühten kleine, smaragdgrüne Eidechsen hin und her, manche der Sträucher blühten noch, und es zeigte sich verhältnismäßig wenig Verkehr.

Endlich kam ein alter Chinese, verbeugte sich tief und ließ sie eintreten. Stella fand sich in einem kleinen Hof oder Garten, der mit seinen Zwergbäumchen und Steinplastiken eine ganz eigenartige Stimmung weckte. Er war, wieder durch eine Mauer, wenn auch durch eine niedrigere, von einem zweiten, sehr ähnlichen Gartenhof getrennt und dieser wieder ebenso von einem dritten. Erst hinter dem vierten Hof lag das Haus, ebenerdig und ziemlich lang und winklig.

In der Sonne wirkte es schön und anheimelnd. Auch war es hier hinten still, nur ganz von fern hörte man wie ein leises Rauschen die Großstadt. Das Haus war, wie üblich, bunt bemalt, in einem satten Braun und Grün, und hatte viele Fenster.

Rüggl und Stella gingen hinter dem alten Chinesen durch alle Räume. Sie waren leer. Das Haus schien, wie Rüggl bemerkte, gut gebaut zu sein, ziemlich alt, aber um so besser im Material. Der Erbauer sollte ein reicher Kaufmann gewesen sein, der Europa besucht und dort einen Hang zu großen Fenstern erworben hatte; jetzt war er tot, und das Gebäude war vorher von den Erben schon mehrere Male vermietet worden. Rüggl sprach noch lange mit dem alten Mann, aber Stella konnte nicht heraushören, ob er das Haus lobte oder etwas daran auszufehen hatte. Schließlich verabschiedeten die beiden sich mit vielen höflichen Verbeugungen, der Alte brachte Stella und Rüggl bis zur Straße und ging erst wieder ins Haus, als sie in ihren Rikshas um die nächste Straßenecke verschwunden waren.

„Gefällt es Ihnen, Stella?“ fragte Rüggl, während sie nebeneinander herfuhr.

„Wunderbar“, erwiderte sie begeistert. „Besonders die vier Höfe, die ja eigentlich vier Gärtchen sind. Aber auch das Haus selbst ist schöner, als ich mir ein chinesisches Haus vorgestellt hatte. Ist es nicht ein bißchen zu groß für Sie, Herr Rüggl?“

„Ach, nein... Neun Zimmer, das ist ganz richtig.“

„Ist es teuer?“

„Ziemlich. Aber ich finde, daß es seinen Preis wert ist.“

„Dann werden Sie es kaufen?“ fragte Stella gespannt.

„Das weiß ich noch nicht. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es hängt davon ab, ob... Es hängt eben von verschiedenen Dingen ab.“

Danach schwieg Rüggl und sprach eine Woche lang überhaupt nicht mehr von dem Haus. Es fiel Stella aber auf, daß er nachdenklich und manchmal sogar zerstreut war, auf jeden Fall stiller als sonst. Diese ernsten und schwermütigen Stimmungen häuften sich allmählich. Manchmal saß er eine Stunde untätig am Schreibtisch, mit unwölkter Miene und traurigen Augen.

Stella hatte keine Erklärung dafür. Höchstens konnte Tsi-Wei der Grund sein; vielleicht liebte Rüggl die Chinesin doch mehr, als es seinen Worten entsprach. Vielleicht wollte er sie heiraten und mit ihr in dem schönen Haus wohnen? Stella fühlte plötzlich, obwohl das alles sie gar nichts anging, eine Erbitterung gegen Tsi-Wei.

Eines Tages, als Rüggl in das Deutsche Hospital gegangen war, um eine kleine Kieferoperation vornehmen zu lassen, hörte sie die Chinesin wieder im Nebenzimmer. Ach ja, abends sollte Rüggl aus dem Krankenhaus kom-

men, jetzt bereitete ihm die Chinesin also einen festlichen Empfang mit Blumen, Tee und zärtlichen Tröstungen...

Plötzlich läutete das Telefon. Rüggl war selbst am Apparat. Er sagte Stella, daß der Arzt ihm geraten habe, noch einen Tag zu bleiben, er werde also erst morgen nachmittag kommen.

„Gut“, antwortete Stella. „Wie geht es Ihnen, Herr Rüggl?“

„Ausgezeichnet, danke... Bloß rauchen darf ich heute noch nicht. Haben Sie zufällig Tsi-Wei nebenan gehört?“

„Ja“, entgegnete Stella eifrig, „sie ist da.“

„Dann sagen Sie ihr doch bitte, daß sie nicht auf mich warten soll.“

„Gut. Noch etwas?“

„Nein. Auf Wiedersehen, Stella.“

„Auf Wiedersehen. Und gute Besserung.“

Stella ging zum Spiegel, richtete ihre Frisur und puderte sich die Nase. Dann klopfte sie nebenan an die Tür und trat ein.

„Guten Abend“, sagte sie ziemlich hochmütig. „Fräulein Tsi-Wei, nicht wahr? Herr Rüggl läßt Sie bitten, nicht auf ihn zu warten, er kommt erst morgen aus dem Hospital.“

„Oh... Wirklich?“ sagte Tsi-Wei, die zuerst eine tiefe Verbeugung gemacht hatte. Sie sah wieder zauberhaft aus. Im Haar trug sie eine weiße Blume.

„Es geht ihm doch nicht schlechter, nein?“ fragte sie besorgt, in gutem Englisch.

„Nein“, entgegnete Stella.

„Danke sehr. Ich danke Ihnen vielmals.“

Wieder verbeugte sich Tsi-Wei tief, so tief, daß Stella unwillkürlich selbst eine Verbeugung machte.

Als Stella wieder im Büro stand, hatte sie Herz klopfen. Diese Tsi-Wei war nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie war ein zartes Geschöpf und zugleich eine Persönlichkeit. Rüggl liebte Tsi-Wei, er würde sie als Schweizer Bürger heiraten und in dem Haus an der Roten Mauer mit ihr wohnen... Aber kam das überhaupt vor, daß ein Weißer hier in Peking eine Chinesin heiratete? Stella entsann sich nicht, von einem solchen Fall gehört zu haben. Im Gesandtschaftsviertel war es bestimmt nicht gelitten. Aber er würde ja in der Kaiserstadt mit ihr wohnen, und im Notfall blieb sie eben seine Geliebte. Was für sanfte, tiefschwarze Augen sie hatte!

Auf einmal klopfte es an der Verbindungstür. „Herein!“ rief Stella leise und erschrocken.

Die Tür tat sich langsam und feierlich auf, ganz weit, bis Tsi-Wei mit ihrer tiefen Verbeugung sichtbar wurde. Sie richtete sich auf und sagte mit einem reizenden, verschämten Lächeln: „Frau Findberg, würden Sie mir die ungewöhnliche Ehre antun, eine Schale Tee mit mir zu trinken?“

„Gern“, antwortete Stella fassungslos, ohne nachzudenken.

„Sie sind äußerst liebenswürdig.“

Tsi-Wei trat in das Zimmer zurück und ließ Stella an sich vorbeigehen. Stella beschloß noch schnell und für jeden Fall, sich ganz europäisch zu benehmen. Und das war gut so, denn Stella hatte selten so „europäisch“ Tee getrunken wie jetzt.

Tsi-Wei plauderte angeregt, heiter und leicht, die chinesische Ueberhöflichkeit war ihr plötzlich ganz abhanden gekommen.

„Es ist chinesisches Tee“, sagte sie, „aber europäisch zubereitet. Ich hoffe sehr, daß Sie nichts vermissen werden, Frau Findberg.“

„Meinen Namen kennt sie, dachte Stella, also hat er ihr von mir erzählt.“

Tsi-Wei führte sie zu einem kleinen Eckisch, auf dem Tee für zwei gedeckt war, für Rüggl also und für die

Chinesin. Der Kessel summt auf dem Spiritusfeuer. Sogar Teegebäck aus der russischen Konditorei am Hattenmen war da, dasselbe, das Stella zu kaufen pflegte.

Sie setzten sich beide, Tsi-Wei zuletzt. Erst jetzt konnte Stella sie in Ruhe betrachten, und sie war erstaunt, wie schön und zart das Mädchen war. Sie wirkte wie zwanzigjährig, aber sie mußte wohl ein paar Jahre älter sein. Da sie so hübsch war, blieb es erstaunlich, daß sie nicht längst verheiratet war. Ihr Oberkörper war rührend schmal; die knospigen kleinen Brüste zeichneten sich genau unter der weichen, violetten Seide ab. Auf dem schlanken Hals saß der Kopf, verhältnismäßig groß, wie bei allen Chinesinnen, wie eine schwere Blüte auf zartem Stengel. Vielleicht trug zu diesem Eindruck auch bei, daß Tsi-Wei den Kopf oft zur Seite geneigt hielt, besonders wenn sie etwas fragte oder wenn sie zuhörte. Das Haar war glänzend und tiefschwarz, blauschwarz geradezu, und kunstvoll frisiert. Rührend war auch das Gesicht mit seinem weichen, gelben Teint, den kräftigen Lippen, hinter denen schneeweiße Zähne schimmerten, mit den sanften schwarzen Augen und der kleinen Nase, die trotzdem so weite, runde Rüstern hatte. Uebrigens war Tsi-Wei auch heute wieder geschminkt, nicht zu stark, aber mit viel Geschick, und sie benutzte das gleiche exotische Parfüm, das neulich, bei der ersten Begegnung, im Büro geschwebt hatte. Eine sehr europäische Chinesin...

„Gefällt es Ihnen in Peking?“ fragte Tsi-Wei nach einer Weile.

Stella ließ ihrer Begeisterung freien Lauf und sagte, es habe ihr noch selten in einer Stadt so gut gefallen wie hier.

„Wie schade dann“, meinte Tsi-Wei bedauernd, „daß Sie so bald wieder fortwollen.“

Stella sah sie erstaunt an; sie wußte im ersten Augenblick nicht, was die andere meinte.

„Er sagte mir“, erklärte Tsi-Wei schnell, „daß Sie wieder nach Deutschland wollen.“

„Ach ja... Natürlich will ich zurück. Ich warte nur auf eine Nachfolgerin.“

„Hoffentlich kommt sie nicht so rasch.“

Stella fand es merkwürdig, daß Rügglis auch darüber mit seiner Freundin gesprochen hatte. Er schien wenig Geheimnisse vor ihr zu haben. Was für eine Frau war dies? Woher konnte sie so gut und fließend englisch sprechen, mit einem richtigen R sogar?

„Sie stammen aus Peking?“ fragte Stella, als das Gespräch stockte.

„Ja? Nein... Nein, ich bin erst seit zwei Jahren hier.“

Es zeigte sich, daß Tsi-Wei eine Kanton-Chinesin aus dem Süden war, und daß sie sich in Peking ziemlich fremd und einsam fühlte. „Besonders, wenn er nicht da ist“, sagte sie. Sie sprach nie den Namen Rügglis aus, ein Brauch, der so ansteckend war, daß auch Stella ihn übernahm.

Allmählich kam es zutage, daß Tsi-Wei aus einer sehr vornehmen Familie war. Sie war die Tochter eines chinesischen Marschalls, der 1932, als der erste Konflikt mit Japan ausbrach, in Schanghai ermordet worden war. Ihre beiden Brüder kämpften als Regimentskommandeure auf Chiangkai-scheks Seite. Ihre Mutter war seit dem Tod des Vaters schwerkrank und lebte in einem Hospital zu Hongkong. Offenbar besaß die Familie ein großes Vermögen, denn Tsi-Wei erzählte, daß sie sich in Peking ein Haus mit zwölf Zimmern gekauft habe und außer ihrer Dienerin noch einen Koch und sechs Boys halte. Ihre Selbständigkeit war für chinesische Verhältnisse ganz ungewöhnlich. Es komme eben alles daher, sagte sie, daß sie infolge der zwei Europareisen, die sie mit ihrem Vater gemacht hatte, ziemlich europäisch dachte und fühlte.

„Sie wundern sich nun vielleicht, Frau Findberg“, sagte sie, „daß ich gerade nach Peking gezogen bin, wo ich gar nichts zu suchen habe. Aber daran ist er schuld... Ich meine, ich bin seinetwegen hier.“

Stella wagte nichts zu entgegnen.

„Ich habe ihn nämlich schon vor zehn Jahren gekannt“, fuhr Tsi-Wei fort, „als Kind schon. Damals war er das erste Jahr hier, mein Vater brachte ihn in Kanton zum Essen mit. Ich war zwölf damals und durfte mit am Tisch essen, was in anderen Familien nicht üblich war. Ich durfte mich auch mit ihm unterhalten, ich war ja schon in Paris, in London gewesen und verstand alles, was er sagte. Und zwölf Jahre, Frau Findberg, das ist bei uns schon alt genug, um... um...“

„Um sich zu verlieben“, vollendete Stella.

„Ja, um sich zu verlieben“, wiederholte Tsi-Wei verlegen. „Natürlich wußte er nichts davon, auch meine Eltern wußten es nicht. Er ging dann nach Peking und machte seine Reisen. Als mein Vater ermordet wurde, schrieb er uns einen lieben Brief und versprach, uns zu besuchen. Dann machte ich mich von meiner ganzen Verwandtschaft los und lebte zwei Jahre in Europa und Amerika... Und als ich wiederkam, war er verheiratet.“

Sie selbst hatte offenbar nie an eine Heirat gedacht, obwohl sich ihr, der schönen reichen Erbin, sicher Gelegenheit geboten hatte.

„Es ist nicht so einfach, eine chinesische Ehefrau zu sein“, sagte sie. „Wenn man vorher ein anderes, ein freieres Leben gekannt hat, ist es beinahe unmöglich.“

Dann, als Rügglis Frau gestorben war, hatte Tsi-Wei ihr Haus in Kanton verkauft und war nach Peking gezogen.

„Vielleicht war es eine Dummheit, daß ich hierherkam“, sagte sie, „aber eine Zeitlang war ich sehr glücklich.“

„Eine Zeitlang nur?“ fragte Stella, merkwürdig gespannt.

Tsi-Wei sprach, was jetzt folgte, nicht unmittelbar aus, sondern in Umschreibungen, in zarten Wendungen, die den wahren Sinn der Sätze nur erraten ließen. Aber Stella glaubte alles genau zu verstehen.

Etwa ein Jahr nach ihrer Ankunft in Peking mußte Tsi-Wei Rügglis Geliebte geworden sein. Sie sagte nicht, daß sie es nicht mehr war, aber sie legte einen Ton so tiefen Verzichts in ihre Worte, daß Stella sich nicht enthalten konnte, zu fragen: „Aber Sie müssen doch glücklich sein, Tsi-Wei... Er liebt Sie doch noch immer.“

Sie fühlte die dunklen Augen der Chinesin auf sich, Augen, die so schwarz waren, daß die Pupillen sich nicht von der Iris abzeichneten. Tsi-Wei war der erste chinesische Mensch, der ihr in die Augen sehen konnte. „Ach“, sagte sie mit einer hoffnungslosen Handbewegung, „das ist lange vorbei. Und es wird nie wieder so sein... Das wissen Sie doch.“

„Ich?“ fragte Stella erstaunt. „Ich weiß gar nichts. Er hat mit mir nie von Ihnen gesprochen.“

„Das müssen Sie wissen, auch ohne daß er spricht.“

„Ich weiß aber nichts“, sagte Stella.

„Er liebt eine andere.“

„Vielleicht bilden Sie sich das nur ein, Tsi-Wei?“

„Nein, nein. Wissen Sie es wirklich nicht?“

„Woher sollte ich es wissen?“ fragte Stella. „Mit mir wird er darüber nicht sprechen.“

„Er liebt doch Sie, Frau Findberg.“

Stella sah einen Augenblick starr. „Wie können Sie so etwas sagen!“ meinte sie dann vorwurfsvoll. „Sie denken, weil ich da drüben täglich mit ihm arbeite...“

„O nein“, widersprach Tsi-Wei, „er hat es mir selbst erzählt.“

Stella fühlte ihr Herz so laut klopfen, daß sie nicht sprechen konnte. Sie sah stumm da, schaute in ihre Teetasse, und ihre Empfindungen waren merkwürdig zwiespältig.

„Er sagt mir überhaupt alles“, fuhr Tsi-Wei mit niedergeschlagenen Augen fort, „wir sind die besten Freunde und vertrauen uns alles an. Aber das ist es eben, das verstehen Sie doch... Es ist das sicherste Zeichen, daß er mich nicht mehr lieben kann.“

Endlich fand Stella sich wieder. „Ich hoffe“, sagte sie ernst, „daß diese Entfremdung zwischen Ihnen nicht erst eingetreten ist, als ich auftauchte?“

„Nein, o nein. Schon seit zwei Jahren. Aber jetzt liebt er Sie.“

„Fräulein Tsi-Wei... Wenn Sie die Absicht haben sollten, ihm zu sagen, daß Sie dieses Gespräch mit mir geführt haben, dann kann ich nicht mehr für ihn arbeiten, nicht eine Stunde länger.“

„Aber ich bitte Sie... Ich sage ihm kein Wort. Ich wollte Sie überhaupt bitten, darüber zu schweigen, daß wir zusammen Tee getrunken haben. Er würde mir bestimmt böse sein.“

Das versprach Stella, und Tsi-Wei gab ihrerseits ihr Wort, die Teestunde nicht zu erwähnen.

„Es ist nur gut“, sagte Stella, als sie schon aufgestanden war, „daß ich so bald wie möglich nach Deutschland zurückfahre. Haben Sie vielen Dank, Tsi-Wei... Es war sehr schön, mit Ihnen Tee zu trinken, aber den letzten Teil unserer Unterhaltung hätten wir uns ersparen sollen, nicht wahr?“

„Vielleicht, ja... Verzeihen Sie mir.“

Tsi-Wei schien noch etwas sagen zu wollen, vielleicht wollte sie gar die Frage stellen, ob Stella denn Rügglis nicht liebe, aber sie unterließ es dann und brachte sie nur mit vielen Verbeugungen und überhöflichen Reden, ganz chinesisch wieder, zur Tür. Stella war so bewegt, daß sie sich nicht enthalten konnte, sie zum Abschied zu umarmen. Es schien ihr, als ob Tsi-Wei dabei Tränen in die Augen bekomme, aber das konnte eine Täuschung sein.

Als die Verbindungstür sich hinter ihr geschlossen hatte, wurde Stella ruhiger. Sie glaubte es zwar nicht recht, was sie da gehört hatte, jedenfalls nicht buchstäblich, nicht, daß Rügglis seiner Freundin gestanden hatte, er liebe sie, Stella. Aber irgend etwas mußte er gesagt haben.

Was nun? Nach Deutschland, sobald ein Ersatz da war, im Notfall noch vorher. Sie hatte vor wenigen Monaten ihren Mann verloren und trauerte um ihn. Es ging nicht an, daß sie täglich mit Rügglis zusammen war, der sie vielleicht liebte. Es ging schon deswegen nicht, weil sie ihrer eigenen Gefühle nicht mehr sicher genug war. Also fort, auf jeden Fall!

Und doch war ihr der Gedanke, Peking und Bernhard Rügglis zu verlassen, tief zuwider. Sie war gerade ein bißchen glücklich gewesen...

Wie gut, daß sich auf die Anzeigen, die Rügglis in Zürich, Berlin und Hamburg aufgegeben hatte, niemand zu melden schien!

Aber am Tag nach dem Teegespräch, eine Stunde nach Rügglis Heimkehr vom Hospital, trafen Angebote ein. Es waren nicht viele, vier im ganzen, zwei Briefe aus Zürich, eine Postkarte aus Hamburg und ein Brief aus Berlin. Die Berliner Dame hatte ein Bild beigelegt und hatte, wenn man dem Foto trauen durfte, ein Püppchengesicht und verwegene Augen. Stella war sofort gegen dieses Mädchen eingenommen und sprach

wärmer für die anderen, obgleich sie auch die nur so empfahl, als ob es nicht eilig sei.

„Erlauben Sie“, sagte Rügglis, „ich muß mich jetzt entscheiden, wenn es dabei bleibt, daß Sie nach Deutschland wollen.“

„Nun“, meinte sie kleinlaut, „es kann doch noch lange dauern, bis ich die Bija habe...“

„Wie lange es auch dauert, Sie müssen Ihre Nachfolgerin einarbeiten, wenn ich nicht da bin. Ich kann nicht für viele Wochen weggehen und hier den Betrieb stocken lassen. Es muß doch weitergehen!“

„Ja“, sagte Stella, setzte sich an den Schreibtisch und drehte ihrem Chef den Rücken zu.

„Oder nicht?“ fragte er.

„Doch.“

„Ich meine: oder wollen Sie nicht gleich nach Deutschland? Ich würde mich ja freuen, wenn Sie blieben.“

„Ich muß ja wohl nach Hause, Herr Rügglis. Aber gewiß lasse ich Sie nicht aufsitzen.“

Rügglis rechnete aus, daß, wenn er jetzt keine Nachfolgerin für Stella verpflichtete, wieder drei Monate oder mehr vergehen könnten, ehe wieder eine gefunden und eingearbeitet worden sei. Stella äußerte sich zu dieser Ueberlegung gar nicht. Sie sah stumm an ihrem Schreibtisch und arbeitete.

Darauf diktierte ihr Rügglis ein Telegramm an die eine der beiden Schweizerinnen, es war die ältere, fast vierzig, aber nach ihren Zeugnissen sehr tüchtig, und er sandte Stella mit dem Telegramm und der telegrafischen Postanweisung über das Reisegeld auf die Hauptpost.

Sie war so niedergeschlagen, daß sie lange unentschlossen war, ob sie Telegramm und Geld wirklich absenden sollte. Rügglis hatte natürlich recht, und sie konnte für ihr sonderbar trostiges, verstocktes Gefühl keinen Grund anführen. Trotzdem war die Vorstellung, daß die Dame aus der Schweiz in vierzehn Tagen eintreffen könnte, erbitternd.

Stella hatte dann beinahe zwei Stunden auf der Hauptpost zu tun, denn es ist nicht leicht, eine telegrafische Postanweisung von Peking nach Zürich aufzugeben. Alles mußte erst ins Chinesische übersetzt werden, und Stella hatte sogar in der Eile einen chinesischen Namen für die Schweizerin zu erfinden, die Isabelle Clément hieß. Stella taufte sie auf Vorschlag des Postdirektors Kō-Tei, was im Klang dem Familiennamen am nächsten kam. Aber sie war sehr traurig, als sie die Quittungen in der Hand hielt und auf die Straße hinaustrat, wo Ling mit der Kiksha auf sie wartete.

Als sie in das Büro zurückkam, war es dunkel. Zu ihrem großen Erstaunen sah Rügglis an seinem Schreibtisch, und im Zimmer brannte kein Licht. Sie konnte gerade seine Umrisse erkennen.

„Es ist etwas mit dem elektrischen Licht passiert“, sagte er, „wir müssen warten, bis es hell wird. Ein Mann arbeitet schon auf dem Flur.“

Stella legte ihre Sachen ab und sah dann stumm auf der Platte ihres Schreibtischs. Jetzt, da ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie Rügglis ziemlich genau sehen. Er saß da, zurückgelehnt in seinen Sessel, die Beine ausgestreckt, die Füße auf dem kleinen Schmel. Es war eine sehr nachlässige Haltung, aber Rügglis hatte sich nie für diese Bequemlichkeit entschuldigt, er hatte sie einfach damit erklärt, daß er sie durch lange Ritte erworben habe, es sei dann in ganz Asien üblich, sich „im Selt, oder wo man gerade ist“, auszustrecken. Uebrigens tun es ja die Amerikaner auch, und es wird schon einen Grund haben. Ich finde, daß ich dabei besser denken kann.“

So saß er da und rauchte in aller Ruhe seine Pfeife.

„Ist in Ihrem Wohnzimmer auch kein Licht?“ fragte Stella.

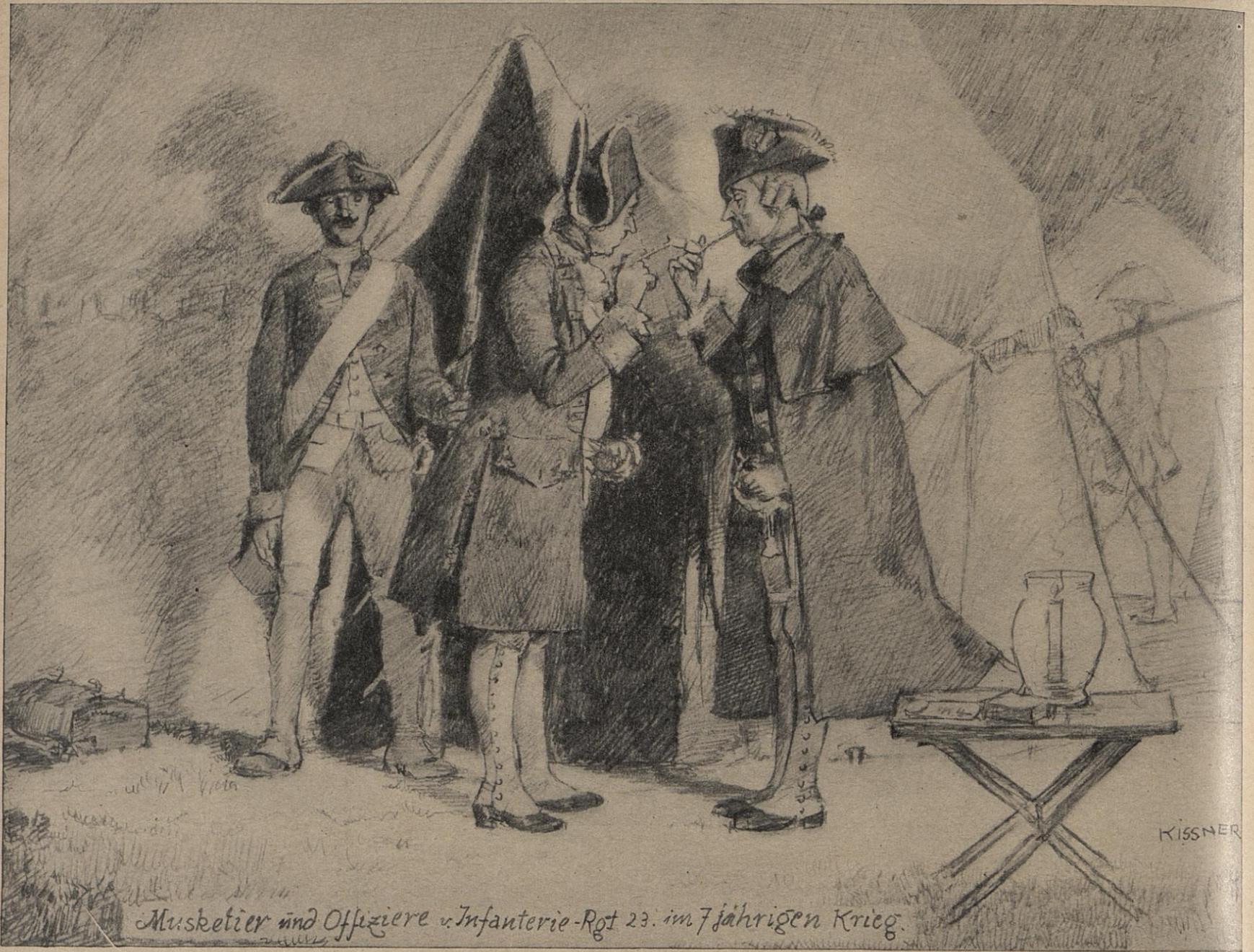
„Nein. Der ganze dritte Flur ist dunkel. Uebrigens ist ein Brief für Sie da. Stella... Dort, neben Ihnen.“

Sie griff hin, fand den Brief und ging damit hinaus. Die Flurlampen brannten.

Es war ein Brief ihres Vaters, mit vielen Stempeln und Aufdrucken versehen. Das Datum lag nur drei Wochen zurück. Sie hatte noch keine Nachricht vom Tode ihres Mannes gegeben, anfangs aus Unfähigkeit, das Geschehene in Worte zu fassen, und danach, um es dem Vater noch eine Weile zu ersparen. Sie wollte nicht, daß er sich im Felde solche Sorgen um sie mache. Aber sie hatte ihm gebeichtet, daß und warum sie in Singapur sitzengeblieben und daß Werner Findberg in Gefangenschaft geraten sei.

Dies war nun seine Antwort auf ihr Telegramm und ihren Brief. Es war inzwischen alles entsetzlich überholt und unwichtig geworden, traurig zu lesen und ohne jeden Nutzen. Natürlich nahm der Vater Findberg in Schutz. Allein heimzureisen, schrieb er, empfehle er bei den jetzigen Zeiten nicht. Ihre Absicht, eine Stelle in Peking anzunehmen, bis sie genaue Nachrichten von ihrem Mann habe, sei, soweit es sich aus solcher Ferne übersehen lasse, ganz vernünftig. Er hoffe nur, daß Stella gesund und gut versorgt sei, und bitte sie, dem italienischen Major Monteferris auch seinen, des Vaters, Dank auszusprechen. Ueber die Rückzahlung des Darlehens könne er vor dem Ende des Krieges nichts sagen, aber vielleicht werde Findberg es vorher erledigen. Weiter schrieb der Vater, es gehe ihm gesundheitlich gut. Mit vielen Beteuerungen väterlicher Liebe endete der Brief.

Stella fühlte sich von alledem seltsam ergriffen. Wie schrecklich, wenn sie dem Vater jetzt alles schreiben mußte! Sie ging wieder hinein und setzte sich an ihren



Musketier und Offiziere v. Infanterie-Regt 23. im 7jährigen Krieg.

Soldaten rauchen aufmerksamer, sie genießen den Tabak gründlicher, schon deshalb, weil sie oft nicht wissen, wann sie ihren Vorrat wieder ergänzen können. Da wir uns mit der Herstellung unserer Zigaretten sehr viel Mühe geben, glauben wir, unsere Marken gerade den Soldaten besonders empfehlen zu dürfen.



Wir unterwerfen unsere GÜLDENRING mit  Mundstück gern dem Urteil aufmerksamer Raucher, denn wir wissen, dass sie jeder Kritik gewachsen ist: Sie wird nach wie vor in unveränderter

Orient-Qualität hergestellt, darüber hinaus schützt das  MUNDSTÜCK den Tabak vor nachteiliger Durchfeuchtung, es sorgt also dafür, dass alle Feinheiten ihrer Mischung erhalten bleiben.

Haus Kernerburg

Schreibtisch. „Gute Nachrichten?“ fragte Rüggl, die Pfeife zwischen den Zähnen.

„Danke, ja“, sagte sie. „Der Brief war von meinem Vater.“

„Geht es ihm gut? Nicht verwundet?“

„Nein, Gott sei Dank nicht. Er ist ganz gesund.“

Plötzlich mußte Stella weinen. Der Gedanke, daß der Vater eines Tages verwundet, vielleicht sogar tot sein könnte, trieb ihr die Tränen in die Augen. Es waren ja schon wieder drei Wochen vergangen, seit er den Brief geschrieben hatte... Wenn ihr auch der Vater noch genommen würde!

„Kommen Sie einmal her, Stella“, hörte sie Rügglis Stimme. Sie klang anders als vor ihrem Gang zur

Post, weniger hart, gütiger, tröstender. Stella gehorchte stumm und trat zu ihm.

„Es ist kein Stuhl da“, sagte er, „setzen Sie sich auf meinen Schoß.“

„Aber Herr Rüggl...“

Ehe sie zu Ende sprechen konnte, hob er sie auf und setzte sie sich auf den Schoß, worauf er sie mit der rechten Hand festhielt. Stella fühlte, daß die Hand unter ihrer rechten Brust lag.

„Erzählen Sie von Ihrem Vater“, bat Rüggl, ehe Stella sich überlegt hatte, wie sie ihm beibringen sollte, daß er die Hand dort wegnahm.

So berichtete sie denn von ihrem Vater, von ihrer Jugend, die sie in Rostock verbracht hatte, wo er Privatdozent und später Professor für Zoologie gewesen war.

Er war ein Mustervater gewesen, immer hatte er Zeit für sie zu Spaziergängen, Ausflügen, Schularbeiten und alle ihre Kinder Sorgen gehabt. In Graal an der Ostsee hatte er ihr, der Ahtjährigen, selbst das Schwimmen beigebracht, in Rostock das Schlittschuhlaufen. Später, als er seine Brasilienreise machte, er schrieb damals sein Buch über die südamerikanischen Reptilien, hatte er ein besonderes Tagebuch für sie geführt, mit mehr als tausend Fotografien. Er hatte sie ein bißchen verwöhnt, aber nicht zu sehr.

Als sie dann weiter erzählt hatte und bis zu ihrer Ehe mit Findberg gelangt war, machte sie unwillkürlich eine Geste, die Rüggl veranlaßte, nicht weiter zu fragen.

Sie schwiegen lange.
(8. Fortsetzung folgt.)

Männer, dem Himmel verfallen...

Der erste Start — die letzte Probe

KARL BARTZ erzählt von deutschen Einfliegern

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Die beiden Einflieger Eberhardt und Kranzler sind Meister ihrer Kunst. Kranzler ist zum Chespiloten der Adler-Werke ausgereift, da bricht bei einem Probeflug die Delleitung seiner Maschine. Er bringt das Flugzeug noch gut zu Boden, erleidet aber dabei eine schwere Sehnenzerrung am Fuß. Zwei Wochen Ruhe verordnet ihm der Arzt. Inzwischen wird als Ersatzmann der Einflieger Wendt angestellt. Er führt eine neue Konstruktion, die „Eibelle“, einer ausländischen Kommission mit solcher Meisterschaft vor, daß ihn die Direktion der Adler-Werke kurz entschlossen zum Chespiloten ernannt. Kranzler fühlt sich deswegen zurückgesetzt, es kommt zu peinlichen Auftritten zwischen ihm und Wendt. Bei einem neuen Probeflug seiner Maschine fest der Motor seines Flugzeugs aus, mit knapper Not kann er die Maschine hinsetzen. Der Motor wird mit großer Genauigkeit geprüft, ein Fehler wird nicht gefunden. Am nächsten Morgen startet Wendt mit dem gleichen Flugzeug. In zwanzig Meter Höhe fest der Motor erneut aus. Der Chespilote landet am Rande eines Ackers. Dabei verspürt er einen heftigen Stoß, das Flugzeug überschlägt sich. Wendt hängt in den Gurten mit dem Kopf nach unten. Sofort dreht er den Benzinbahn und die Zündung ab. Wenn jetzt Benzin ausläuft und mit den warmen Teilen des Motors in Berührung käme!

Wendt schloß einen Augenblick die Augen, er hatte selbst einmal gesehen, wie eine Flamme, einem riesigen Huerte gleich, aufschloß... und dann... und dann... Der zweite Führer war verbrannt, damals... Wie ein Irre war er auf die Flammen zugeht, aber eine Mauer glühender Hitze hielt ihn zurück.

Er öffnete die Augen: „Seht bin ich in derselben Lage“, dachte er und wartete. Aber kein Knall ertönte und keine alles zerfressende weiße Garbe saugte zischend jedes Leben auf.

Von draußen erklangen Stimmen, ein Schatten fiel in die Haube. „Da sitzt einer drin“, sagte jemand erstaunt.

„Hallo, ihr Männer“, begann Wendt laut zu rufen. Neue Stimmen mischten sich ein. Dann kommandierte jemand: „Hau ruck, hau ruck, hau ruck!“

Wendt fühlte, wie sich das Flugzeug bewegte und hochgehoben wurde. Dann ein Klatsch, ein Ruck in den Gurten, sie hatten die Maschine fallen lassen.

„Entschuldigen Sie, aber wir kriegen das Ding nicht hoch.“

„Bleibt von der Maschine“, rief Wendt erbozt, „sonst erstickt ich noch im Dreck.“ Die Kanzel lag tief in der nassen Erde, und ein lehmiger Brei quoll durch die zerfallenen Fenster.

Der Chespilote streifte die Handschuhe ab und versuchte die Gurte zu lösen. Endlich, nach großen Anstrengungen, gelang es ihm. Aber noch war er nicht frei, der Karabinerhaken des Fallschirms verband ihn noch mit dem Boden, der jetzt Decke geworden war. Nach vielen vergeblichen Bemühungen klinkte die Decke aus.

Wendt zog die Beine an und stieß sie dann mit voller Kraft gegen die Haube. Glas splitterte, und Stücke des Leichtmetallenen Rahmens flogen hinaus. Dann schob

er sich mit den Beinen zuerst langsam durch die Deckung, das Gesicht im Schlamm. Seine Beine wurden von draußen angefaßt, und vorsichtig wurde er endlich ans Tageslicht gezogen.

Wie wohl die Sonne tat! Der Chespilote wischte sich mit den blutigen Händen über die lehmverschmierten Augen. Er sah zum Fürchten aus. Etwa zwanzig Menschen standen um die Maschine herum und machten halbblaue Bemerkungen. Ein Gendarm kam langsam über den klebrigen Acker näher.

Wendt ging ihm entgegen: „Sorgen Sie bitte dafür, daß niemand das Flugzeug berührt, ich möchte telefonieren, ich bin der Pilot.“

„Das sieht man Ihnen an“, meinte der Gendarm. „Sie haben mächtig Glück gehabt. Uebrigens, dort drüben zwischen den Bäumen können Sie im Lindenhof telefonieren, es sind keine fünf Minuten von hier. Auf Ihre Maschine will ich schon aufpassen.“

Wendt begab sich in den Lindenhof und rief das Werk an: Die Untersuchungskommission oder das Bruchgericht möge kommen, ebenso die Luftaufsicht.

Als Wendt sich wieder bei der Maschine einfand, waren die Kommissionen schon an der Arbeit. Wendt wurde verhört. Ruhig erzählte er vom Aufstieg und der Landung.

Ob er während des Fluges irgendeine Störung bemerkt habe, ob ihm sonst etwas aufgefallen sei?

„Gar nichts.“

„Hm.“ Die vorläufige Untersuchung habe ergeben, daß die Notlandung tadellos und einwandfrei durchgeführt worden sei. Warum nun der plötzliche Kopfstand?

„Das begreife ich auch nicht“, Wendt zuckte mit den Achseln: „Es erschien mir so, als ob die Maschine gegen eine Mauer stoße.“

Der Herr der Luftaufsicht winkte mehrere Männer herbei, und diese mußten den Kumpf etwas anheben.

„Hier ist die Ursache“, rief er nach einer Weile laut und zeigte auf einen Grenzstein, der deutliche Abschürfungen zeigte.

„Das rechte Bein ist dagegengestoßen, die Maschine machte eine Drehung um sich selbst und schlug um“, erläuterte er.

Der Grund des Kopfstandes war gefunden worden. Warum aber setzte der Motor aus?

Als die Maschine in die Halle gebracht worden war, wurde der Motor genau untersucht.

„Wir haben den Fehler“, berichtete ein Monteur nach längerem Suchen stolz und zeigte auf einen harmlosen Aluminiumspan, der in der Nähe eines Kabels lag.

„Es hat sich da“, erklärte der Meister, „eine Kabelschelle gelockert. Dadurch hat ein Kabel sich durchgeschoben, und das blanke Metall des Kabels kam bei bestimmten Schwingungen mit der Masse des Flugzeugs in Berührung. Das hat Kurzschluß verursacht.“

Wendt staunte: „Daß Sie diesen Fehler gefunden haben, Meister!“

Dieser lächelte und tippte auf seinen blanken Schädel: „Köpfchen oder Zufall, suchen Sie aus, was Ihnen am besten gefällt.“

Start nach Griechenland

Wendt prüfte nun schon seit Tagen die Wetterkarten der Strecke Berlin—Wien—Belgrad—Saloniki—Athen. Als er die letzten Meldungen verglichen hatte, ließ er sich mit Dr. Klemsch verbinden.

„Hier Wendt — die letzten Wettermeldungen lassen im allgemeinen die Auffassung zu, daß wir es morgen wagen könnten. Die Pässe sind schon seit acht Tagen visiert, und alle Maschinen sind eingeflogen.“

Dem kaufmännischen Direktor fiel ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß Wendt den Start wagen wollte. Aus Griechenland war eine größere Bestellung auf befristete Zeit eingelaufen, und die Maschinen — es waren DM 714 — sollten auch die Wegstrecke von Berlin nach Athen nicht unterhalb einer vertraglich festgesetzten Zeitspanne zurücklegen.

„Alles ist bereit“, wiederholte Wendt. „Wir starten in vier Gruppen zu je sechs Maschinen. Zwei Gruppen werden von je einem unserer Versuchingenieure, eine von Eberhardt und eine von mir und Kranzler geführt.“

Als er das Gespräch beendet hatte, ließ er sich mit den Ingenieuren und später mit dem Pilotenzimmer verbinden; dort war Eberhardt am Apparat.

Kaum hatte er das Gespräch beendet, als Kranzler eintrat.

„Morgen geht es los, punkt 10 Uhr ab Berlin. Freuen wir uns!“ sagte Eberhardt gutgelaunt.

„Ich nicht“, antwortete Kranzler bissig.

„Seien Sie doch froh, endlich auch einmal aus dem ewigen Einerlei herauszukommen“, meinte Eberhardt vorwurfsvoll. „Man bietet Ihnen eine schöne Lustreise an, und Sie schneiden zum Dank dafür ein Gesicht.“

Kranzlers braune Augen leuchteten dunkel vor Zorn. „Sie können lachen, Sie führen eine Gruppe, ich jedoch...“

„Nun schweigen Sie aber“, sagte Eberhardt ehrlich enttäuscht: „Ob man eine Gruppe führt oder nicht, ist bedeutungslos. Sie aber sind zweiter Führer bei Wendt, der die gesamte Verantwortung trägt.“

„Gerade das ist ja die Kränkung“, Kranzler war sichtlich aufgebracht.

„Das verstehe ich nicht ganz“, erwiderte Eberhardt kühl.

„Ich finde, daß dieses Manöver sehr leicht zu durchschauen ist“, Kranzler sprach hastig. „Der Herr will damit zeigen, daß man mir die Führung einer Gruppe nicht anvertrauen kann.“ Er lachte kurz auf. „Da man mich als Einflieger immerhin nicht ganz ausschalten kann, hat dieser famose Wendt mich unter seinen ‚Schutz‘, besser gesagt unter seine Aufsicht, genommen. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend.“

Eberhardt horchte auf, die Stimme Kranzlers hatte eine eigentümlich drohende Färbung.

„Ich will gern mit Ihnen tauschen, Kranzler.“

„Daß Sie ein feiner Kerl sind, weiß ich“, antwortete dieser störrisch. „Aber es soll bei dem bleiben, was sich Herr Wendt ausgedacht hat.“

„Wenn Sie sich doch endlich vertragen wollten! Arm-“

selige Mißverständnisse sind an allem schuld", seufzte Eberhardt. "Für einen Dritten ist es auch nicht gerade erquicklich, zwischen zwei Menschen zu leben, die sich gegenseitig das Leben schwer machen und doch dazu geschaffen wären, Freunde zu sein."

Kranzlers Antwort bestand darin, daß er das Pilotenzimmer verließ.

Am nächsten Morgen betrachtete Wendt mißtrauisch die neuesten Wetterberichte: Wien meldete über Böhmen und Mähren schlechte Sicht. Wien selbst war zu fünf Zehnteln bedeckt bei einer Wolkenhöhe von achthundert Metern. Von Süden her wurde ein heranrückendes Tief gemeldet.

Dr. Klemm blickte ihn ungeduldig an: "Laubfrösche irren sich auch."

Wendt wiegte den Kopf: "Mir gefällt das Tief nicht. Von Berlin nach Belgrad ist alles eine Spielerei — dann aber nicht mehr."

"Wenn Sie glauben, daß es besser sei, noch zu warten..."

Wendt winkte mit der Hand ab. "Bis Wien kommen wir auf alle Fälle. Außerdem wird jeder vernünftige Mensch eine Maschine nicht nach der Verzögerung beurteilen, die durch eine Schlechtwetterlage eintritt."

"Nun schön", sagte Klemm, "dann Hals- und Beinbruch. Wann gedenken Sie in Wien zu sein?"

Wendt sah auf die Uhr. "Es ist jetzt zehn Uhr, wir werden in Aspern gegen 11.30 Uhr landen."

Notlandung im Gewittersturm

Brausend donnerte das Geschwader nach Süden. Kranzler saß am Steuer, hinter ihm lagen die anderen Maschinen der Gruppe. Wendt blickte geradeaus und überlegte, daß alle Maschinen von Piloten geflogen wurden, die den Blindflug kannten. Hinter ihm morste der Funker Kerner seinen ersten Spruch.

"Hier DM 714! Meldet Aufnahme des Funkverkehrs!" Berlin antwortete. Als das Geschwader auf der Strecke lag, ließ sich der Funker die Korrekturen geben.

Ueber den Sudeten lagerte eine Hochnebeldecke, nur einige Höhen spitzen ragten wie dunkle Hüte aus dem wogenden Grau. Oben aber leuchtete die Sonne von einem fiedelosen blauen Himmel.

Einige Minuten vor der angegebenen Zeit landeten die Maschinen auf dem Flugplatz von Aspern. Während des ganzen Fluges hatten Kranzler und Wendt kein Wort gewechselt.

Die zweite Zwischenlandung fand auf dem Belgrader Flugplatz statt, der wegen seiner Lage hinter einer Hügelkette sehr schwer zu finden war. Bald starteten die Maschinen von neuem. Wendt saß nun am Steuer. Die Auskunft über das Wetter hatte in Belgrad befriedigend gelautet, allerdings, hatte man hinzugesetzt, wären Überraschungen nie ausgeschlossen.

Zimmer enger und höher wurde das Tal der Morava, rechts und links schoben sich die Berge näher an den Fluß heran. Nicht weit südlich von Nisch wurde das Tal des wilden Flusses so eng, daß seine Breite — so erschien es Wendt von oben — von einer Maschine ausgefüllt worden wäre. Der Himmel hatte seine Klarheit verloren, und die Luft wurde diesig.

Kranzler schob Wendt eine Funkmeldung zu: Belgrad meldete heftige Gewitter zwischen Nisch und Branje!

Wendt murmelte etwas Unverständliches und blickte zu Kranzler hinüber, der aber sah starr geradeaus, als ob ihn dies alles nichts angehe.

Ich werde nach Sofia ausweichen, überlegte Wendt und schrieb auf einen Zettel: "Lassen Sie eine QTE-Feilung geben, um festzustellen, wo wir uns befinden!"

Kranzler nahm den Zettel und reichte ihn dem Funker. Wendt schlug östlichen Kurs ein. Im Süden hatte sich der Dunst zu einer dunklen blizzerrissenen Wolkenwand verdichtet. Aber auch von Osten her zogen Wolken herauf. Die Sorge um die Maschinen ergriff Wendt. Er sah sich um: der Himmel war leer, er war abgekommen.

Sofia funkte Schlechtwetter, die Feilung sei wegen Gewitterstörung ungenau. Unmittelbar danach kam die Antwort Skopljes, auch von dort aus wurde wegen der Berge ungenaue Feilung angegeben. Von Gewitter aber war keine Rede.

Kranzler warf einen Seitenblick auf Wendt. Der glitt jetzt in eine schöne Patzche und mochte sehen, wie er sich da herauszog.

Eine Hand schob ihm die Meldungen Sofias und Skopljes zu.

Kranzler las sie, und seine Züge verhärteten sich, er warf noch einen un schlüssigen Seitenblick auf Wendt. Dieser war ganz in die Steuerung versunken, die ersten Boen packten bereits das Flugzeug, und lange schwefelgelbe Blitze schlugen aus dem Gewölk. Da ließ Kranzler die inhaltschweren Meldungen, die Wendt sicher zur Umkehr nach Belgrad bewegen hätten, zernüßelt neben sich zu Boden fallen.

Wendt ließ die Maschine auf 3000 Meter steigen, um aus dem Gewitter zu kommen, das mit unheimlicher Schnelligkeit näher kam. Wo blieb nur die Antwort Sofias?

Die DM 714 versank in einem Wolkenmeer. Man sah gar nichts mehr, Fluß, Tal und Berge waren verschwunden.

"Wo bleibt Sofia?" schrie Wendt Kranzler ins Ohr, er war sehr bleich. Kranzler zuckte die Achseln und blickte abwehrend in die wachsende Dunkelheit. Unwill-

kürlich griff seine Hand suchend zum Boden, sollte er doch noch die Meldungen übergeben?

Aber blüßschnell durchlebte er alles, was ihm Wendt nach seiner Meinung angetan hatte: "Mag er zusehen, wie er allein aus dem Dreck kommt", murmelte er vor sich hin. "Er ist ja so unsagbar tüchtig und unfehlbar."

Aber wieder griff die Hand zögernd nach unten. Ein starkes Knistern ließ die Piloten aufhorchen, dann noch es nach verbranntem Gummi.

"Der Blitz hat in die F.T.-Station eingeschlagen", rief der Funker und beugte sich vor. "Sie ist zerstört", meldete er nach einer Weile. Die Maschine wurde von den Boen hin und her geschleudert.

"Ich weiß nicht mehr, wo wir sind", rief Wendt, und in Kranzlers Ohren erklang dieser Ruf wie ein verzweifelter Hilfschrei.

Entschlossen griffen seine Finger nach den Meldungen am Boden, er hätte jetzt viel darum gegeben, wenn er das verhängnisvolle Papier sofort weitergereicht hätte. Jetzt war es zu spät, die F.T.-Station war vernichtet, müde zog er die suchende Hand zurück, und Scham erfüllte ihn.

Eine Boe stieß die DM 714 nach unten. Ein halbunterdrückter Schrei kam aus dem Munde Wendts, denn er hatte die Erde erblickt. Landen, landen war der einzige Gedanke, der ihn beherrschte. Ueber ihm wogte die schwärzliche Decke, aus der lange Blitzzäden zur Erde griffen.

Er überflog ein graues Dorf, dort etwas weiter lag neben einem schäumenden Fluß eine schmale Talwiese. Wendt biß die Zähne zusammen und drückte das Steuer nach vorn. Nach einigen Hopsfern gelang es ihm, die Maschine aufzusetzen.

Als sie stand, lächelte er Kranzler an. Dieser atmete befreit auf, eine wachsende Last hatte auf seiner Seele gelegen, jetzt, da die Landung gelungen war, packte ihn bittere Reue über sein Tun.

Der Tank ist leer!

Die Schäden schienen unbedeutend zu sein, ein Rad war geplatzt, das war alles. Die Wiese war schmal und lang, links schäumte ein grünlicher Fluß über Geröll, und an den steilen Hängen stieg Wald empor. Es regnete in Strömen, und ein ununterbrochenes Rollen erfüllte die Luft.

"Wir müssen zu erfahren versuchen, wo wir uns befinden", sagte Wendt ruhelos. "Was mag aus den anderen Maschinen geworden sein?"

"Machen Sie sich keine Sorgen", sagte Kranzler. "Alle Maschinen können blind fliegen, und erfahrene Piloten sitzen am Steuer." Es lag eine so tiefe Herzlichkeit in seiner Stimme, daß Wendt ihn überrascht anblickte.

"Wir haben einen Ort überflogen", fuhr Kranzler fort. "Er kann nicht weit liegen. Wenn es Ihnen recht ist, will ich hingehen und versuchen, Saloniki oder Skopje telefonisch zu erreichen."

"Das wäre wichtig. Nehmen Sie Kerner auf alle Fälle mit. Wenn es mit dem Verstehen hapern sollte, dann kann er ja selbst morjen."

"Gut", sagte Kranzler. "Wir gehen sofort."

"Währenddessen werde ich das Rad in Ordnung bringen."

"Bis später also", Kranzler drückte Wendt heftig die Hand zum Abschied, das hatte er noch nie getan.

Kopfschüttelnd sah Wendt den beiden nach, bis sie im Walde verschwanden: "Ein guter Kerl ist er doch", sprach er laut mit sich selbst und suchte dann das Werkzeug zusammen, um das geplatzte Rad zu flicken.

Das Grollen des Donners wurde schwächer, und der Regen ließ bald nach. Angestrengt arbeitete Wendt am Rade, und als er es fertig geflickt hatte, untersuchte er das Instrumentenbrett. Sehr zufrieden verließ er die Führer-Kanzel, die Maschine hatte keinen Schaden genommen.

Dann ging er mit forschenden Blicken über die Wiese, ein Teil war mit dicken grauen Blöcken besät, und wenn einige von ihnen entfernt und Löcher ausgefüllt wurden, konnte man bequem starten.

Wendt blickte auf die Uhr. Kranzler und der Funker waren bereits drei Stunden unterwegs, und das Tal füllte sich mit blauen Schatten. Die Sonne war hinter den Bergen schon lange verschwunden. Der Pilot setzte sich auf eine Kiste und startete in das aufschäumende Wasser, das jetzt eine schwarze Färbung angenommen hatte, die Sorge um die anderen Maschinen überfiel ihn von neuem.

"Hallo Wendt!" rief da Kranzlers laute Stimme vom Waldhang her. "Alle Maschinen in Saloniki gelandet!" Wendt atmete aus tiefster Brust auf, das Schicksal hatte es gut mit ihm gemeint.

Dann berichtete Kranzler: Sie selbst waren in der Nähe des Ortes Djerman gelandet. Die Verbindung mit Saloniki war verhältnismäßig schnell hergestellt worden, der Flughafen meldete zuerst zwar nur Funkverbindung mit den deutschen Maschinen, sie flogen, wurde berichtet, Saloniki an. Während der Funker auf dem Postamt blieb, hatte sich Kranzler im Orte umgesehen und eine gebratene Hammelkeule gekauft und ein Duzend Eier hart kochen lassen.

"Als ich wiederkam, lag die Meldung von der Landung in Saloniki vor."

Dann hatte Kranzler Männer gesucht, die mit Hilfe von Eseln und Stricken die Blöcke aus der Startbahn

ziehen würden, er hatte einige Bauern verpflichtet. "Sie kommen morgen früh, heute können wir sowieso nicht mehr starten."

Als der Abend niederfiel, legten sich beide unter der Maschine zum Schlafen nieder. Nach einer Weile erkönte Kranzlers Stimme: "Es riecht nach Benzin." Wendt schnupperte, aber er roch nichts.

Am andern Morgen war es Wendt, der plötzlich rief: "Es riecht nach Benzin." Er sah dabei Kranzler an.

"Ich rieche es auch", sagte dieser.

Wendt stieg in die Maschine und kontrollierte die Brennstoffanzeiger. Diese zeigten denselben Stand wie am Tage zuvor an. Beruhigt sprang der Chefpilot auf den Boden hinab.

Endlich kamen die Bauern mit den Eseln, die schwere Arbeit war erst um die Mittagsstunde beendet. Zum letzten Male beging Wendt die Startbahn. Nachdem er sie sorgfältig geprüft hatte, ging er zur Maschine zurück, und bald brauste der harte Gesang des Motors durch das einsame Tal.

Um die Mittagszeit erhob sich die DM 714 vom Boden und entschwand bald den Blicken der Bauern.

Wendt stieg auf 4000 Meter. Zeitweise blieb die Sicht verschlossen, aber aus den weißen Wolken erhoben sich die Gipfel einiger Berge. Plötzlich wich die Wolkendecke zurück. "Das Meer", rief Kranzler.

Vor ihnen lag am Horizonte ein tiefblauer Streifen; es war die Bucht von Saloniki.

"Wir landen in Athen", rief Wendt, ließ die Maschine auf 3000 Meter hinuntergehen und überflog die Hafenstadt. Sie überquerten den Golf von Saloniki, und die Berge Cubbas erschienen bereits in der Ferne.

Es roch wieder nach Benzin. Beide Piloten blickten, von dem gleichen Gedanken erfaßt, auf die Brennstoffanzeiger, dann sahen sie sich an. Die Zeiger zeigten noch immer dieselbe Höhe wie gestern.

"Das kann nicht stimmen, die Zeiger klemmen", rief Wendt, und ein Gefühl der Beunruhigung überkam ihn, er spähte nach unten. Woher mochte dieser Benzingeruch kommen?

Plötzlich, als ob sie eine mit Lärm erfüllte Werkstatt verlassen hätten, wurde es ringsum grabesstill. Der Motor setzte aus.

Bergebens versuchte Wendt ihn wieder in Gang zu bringen. Dann sagte er langsam: "Der Tank ist leer."

Unter ihnen war das blaue Meer, rechts stiegen Cubbas dunkle Berge auf. Einige kleine Inseln lagen im Wasser, man konnte die weißschäumende Brandung erkennen.

Im Gleitflug ging die tote Maschine nieder.

Wenn ich nur noch die Insel erreiche, dachte Wendt und hielt auf sie zu. Sie kam näher und näher, weiße Gischt peitschte ihren grauweißen Strand.

Da setzte Wendts Herzschlag für einen Augenblick aus, denn der Strand war mit Felsbrocken besät. Der Boden schob sich der Maschine entgegen, man hörte das Lied der Brandung.

Ein Krach, als ob ein Kanonenschuß abgefeuert würde... Dann war es still, nur in der Nähe rollte die Brandung dicke helle Kiesel hin und her.

An einsamer Küste

Steil und verlassen stand das Flugzeug auf dem Kopfe, der rechte Flügel ragte klagen empor, während der linke, der die Felsblöcke gestreift hatte, verbogen und zerbrochen nur noch lose am Rumpfe hing.

Als der Funker Kerner die Augen aufschlug, wußte er zuerst nicht, wo er sich befand. Seine Stirn schmerzte, von der rechten Schläfe rann ein schmaler warmer Streifen in seinen Hals.

Durch die zerfallene Haube blitzte es blau. Merkwürdig — was war geschehen? Drüben, dieses blaue Gefunkel war Wasser, war das Meer, und die Sonne schien auf weiße abgerundete Felsen.

Plötzlich hatte der Motor aufgehört zu sprechen, ganz plötzlich und dann — ah, mit einem Schlage überfiel ihn die Erinnerung.

Vor ihm lagen in kauernder Stellung zwei bewegungslose Körper. Der eine, es war Wendt, hielt die Arme vor das Gesicht, der andere lag mit dem Antlitz gegen das Schaltbrett. Ein furchtbarer Schreck durchschüttelte Kerner. Waren sie tot?

Er lag über den beiden Piloten auf dem Rücken der Führersitze, und jetzt erst begriff er, daß die Maschine kopfstand. Würde sie zu brennen beginnen?

Angstvoll horchte er auf, dann erinnerte er sich, daß der Tank leer war. "Gott sei Dank", murmelte er befreit.

Dann begann er zu rufen: "Hallo, Hallo, Kranzler, hören Sie nicht? Wendt!" Aber es blieb totenstill.

Er kroch langsam nach oben, das Grauen erfaßte ihn. Mit großer Kraftanstrengung gelang es ihm, die Tür aufzureißen, er ließ sich aus ihr hinabfallen.

Die Maschine stand schräg nach oben, mit dem Schwanz in der Luft. Der Motor war zwischen zwei Blöcken eingeklemmt und ein Flügel zerrissen. Die Haube war zerseht.

"Hilfe, Hilfe!" rief Kerner laut, aber niemand antwortete. Er begann, als sich nichts regte, landein zu laufen: "Wenn beide tot sind", murmelte er immer wieder. "Wenn beide..." Der Strand ging in eine wellige, mit Steinen besäte grüne Fläche über.

Plötzlich hielt Kerner inne, vor ihm saß ein bat-

Tabakkultur



Die Grundlage aller Kultur – sowohl der geistigen wie landwirtschaftlichen – ist ehrliche, mühselige Arbeit zur Vorbereitung des Kulturbodens.



*Doppelt
fermentiert*
4s

fühiges Mädchen im roten Rock, mit Nieder und weißem Hemd.

„Hallo, Fräulein“, rief er.

Ein goldbraunes Gesicht wandte sich ihm zu, ein paar dunkle Augen blickten ihn mit wachsendem Entsetzen an. Ihre schlanke Hand ließ die Gerte sinken, und sie öffnete vor Schrecken etwas den roten Mund.

Kerner versuchte ein Lächeln. „Fräulein“, begann er wieder.

Das Mädchen stieß einen kurzen Schrei aus und verschwand.

Kerner wischte mit der Hand über die Stirn; sie war voll Blut. „Ich werde sie erschreckt haben, zum Verliehen werde ich nicht aussehen“, murmelte er und ging in die Richtung, in die das Mädchen geflüchtet war.

Ringsum weideten langhaarige Ziegen. War denn kein Haus in der Nähe? War die ganze Gegend verheert?

Doch, drüben leuchtete ein weißer Würfel mit rotem Dach. Kerner wollte soeben einen pfadähnlichen Weg überqueren, als ihn eine rauhe Stimme drohend anrief. Keine zwanzig Schritte vor ihm stand ein hochgewachsener Mann in weißgrauen Wollhosen und roter Weste, auf dem Kopf trug er einen kurzen Fetz. Während das Mädchen, das soeben geflohen war, sich an seiner Linken hielt, schwang er mit der Rechten einen schweren Knüttel.

„Se, Mann, helfen Sie doch“, rief ihm Kerner entgegen und ging auf ihn zu.

Der Fremde schrie ihm aber drohend etwas entgegen, und Kerner blieb vor dem entschlossenen Tone dieser Stimme unwillkürlich stehen. Er machte Zeichen, er wies auf den Himmel und dann auf die Erde. Endlich entspannten sich die lederfarbenen Züge seines Gegenübers, sein Blick wurde teilnahmsvoll; er schien verstanden zu haben. Kerner winkte ihm, er möge mitkommen, und der Mann folgte ihm, das Mädchen an der Hand.

Als er das gestürzte Flugzeug erblickte, warf er den Knüttel fort und näherte sich ihm mit raschen Schritten. Er blickte hinein und prallte zurück, dann hob er zwei Finger und murmelte etwas.

Kerner erkannte bald, daß er nur über die Haube seine Kameraden aus dem Innern holen konnte. Der Fremde begriff bald, was er tun müsse, und half behende, die halbzerstörte Haube abzureißen.

Dann begann die schwierige Arbeit des Bergens. Kranzler wurde zuerst herausgeholt, sein Gesicht war mit Blut bedeckt, er schien tot zu sein. Als sie Wendt herausholten, stöhnte dieser auf.

„Er lebt!“ schrie Kerner, und der Mann zeigte erfreut sein starkes Gebiß.

Als beide auf den Boden gebettet waren, machte er Zeichen, die Kerner nicht verstand, und verschwand mit dem Mädchen. Kerner blieb allein; er horchte vergebens auf eine Lebensäußerung der beiden Piloten vor ihm. Sie blieben stumm und still.

Endlich schlug Wendt die Augen auf. Sein Blick fiel auf den Bordfunker, er schien ihn auch zu erkennen, aber ehe dieser ihn ansprechen konnte, entschwanden ihm die Sinne aufs neue.

Endlich erschien der Fremde wieder, er und seine Tochter führten je ein Maultier am Zügel. Sie bedeuteten dem Bordfunker anzufassen, um die leblosen Gestalten quer über den Rücken der Tiere zu legen. Dann ergriff das Mädchen den Zügel eines Tieres, und die traurige Karawane setzte sich in Bewegung, die Maultiere stakten mit kurzen Schritten davon.

Vor dem Bauernhause, das der Bordfunker vorher bemerkt hatte, hielten sie. Eine große, kühn aussehende Frau erschien, sie schüttelte den Kopf, dann sagte sie etwas, das Kerner nicht verstand. Mit ihrer Hilfe wurden Wendt und Kranzler in einen ziemlich großen, fast quadratischen Raum zu ebener Erde gebracht, der sonst dem Ehepaar als Schlafstätte dienen mochte.

Die Feder bewegt sich

Auf diwanähnlichen Betten lagen nun die Flieger. Die Frau des Hauses kehrte mit einer Flaumfeder zurück und winkte dem Funter hastig und erfreut zu: Die Feder, die sie über dem Mund der Leblosen hielt, bewegte sich.

Wendt und Kranzler lebten.

„Wo ist ein Arzt?“ fragte Kerner.

Die Frau schien den Sinn seiner Worte zu erraten, denn sie zeigte zum Fenster hinaus, und Kerner erblickte den Bauern, der eilig auf einem Maultier von dannen ritt. In der Ferne konnte man einen hohen Turm und Mauern erkennen, dort lag wohl eine größere menschliche Siedlung.

Kranzler erwachte zuerst. Er stöhnte laut, und seine Hände griffen nach Gesicht, dann fielen sie kraftlos nieder. Aus seiner Kehle kam ein Röcheln, man sah ihm an, daß er litt.

Der Funter beugte sich über ihn: „Wir haben bei der Notlandung Bruch gemacht. Wendt lebt auch.“

Kranzler suchte mit den Augen umher. „Er liegt neben Ihnen“, fuhr Kerner fort.

„Wo sind wir?“ Kerner fuhr erschrocken herum. Wendt hatte gefragt.

„Gott sei Dank“, seufzte Kerner erleichtert auf. „Ich weiß zwar nicht, wo wir sind. Aber hilfreiche Leute

haben uns aufgenommen, und der Hausherr ist gegangen, um einen Arzt zu holen.“

„Die Maschine, was ist geschehen?“ Wendt bereitete es sichtlich Anstrengung, zu sprechen.

„Wir haben Bruch gemacht. Die Maschine steht auf dem Kopf, die linke Tragfläche ist hin.“

„Bergen Sie Bordbuch und die Papiere“, befahl Wendt leise, dann schwieg er erschöpft.

Die große Frau betrat das Zimmer und setzte sich an das Kopfende der Betten, sie wehrte mit einem Wedel die Fliegen.

Der höchste Einsatz

Erzählung von Ehrich Körding

Luisa und Ernst Wildhagen, neunzehn- und achtzehnjährig, wurden auf dem tief im nördlichen Polen liegenden Gute eines Onkels vom Ausbruch des Krieges überrascht. Die sich überstürzenden Ereignisse ließen eine Rückkehr nach Deutschland nicht mehr zu.

Als die deutschen Heere siegreich vordrangen, waren alle männlichen Bewohner des Gutes Tammin bereits eingezogen oder geflohen. Und als dann aufgelöste, demoralisierte Truppenteile das Land durchzogen, zerstob auch der weibliche Teil der Gutsbewohner panikartig in alle Winde. Ernst und Luisa Wildhagen blieben allein zurück. Wohin sich wenden?

Nach eingehender Beratung beschloßen die Geschwister, den anrückenden deutschen Truppen entgegenzugehen. Nur so, meinten sie, böte sich ihnen noch einige Aussicht auf Rettung aus diesem Chaos.

An einem späten Abend, der dunkel und regenschwer auf dem Lande lag, verließen die beiden das verödete Gutshaus, in kleinen Bündeln nur das Notwendigste mitnehmend. Ihr Weg führte westwärts. Unter tiefziehenden Wolken geisterte düsterer Schein brennender Geschöfte. Jergendwo fielen einzelne Schüsse, in der Ferne hämmerten Maschinengewehre, grollte der Donner eines Artillerie-Duells. Es begann zu regnen.

Als die beiden, bis auf die Haut durchnäßt, an einem anscheinend verlassenen Bauernhaus vorbeigingen, klang plötzlich vor ihnen nahendes Pferdegetrappel auf. Da es sich wohl noch um fliehende Feinde handeln mochte, schlüpften die Geschwister durch die offenstehende Tür in das Haus und verbargen sich hinter leeren Risten.

Raum wählten sie sich dort geborgen, als zu ihrem Schreck mehrere Männer das Haus betraten. Sie sprachen laut miteinander, und so hörten die Geschwister, des Polnischen leidlich mächtig, daß es sich um Angehörige einer zurückgehenden polnischen Abteilung handelte. Der trübe Schein einer flackernden Laterne warf tanzende Schatten umher. An Hand einer Karte schienen die Soldaten zu beratschlagen.

„Die Neue Brücke ist unterminiert“, sagte einer, allem Anschein nach ein Vorgesetzter. „Bald wird die deutsche Vorhut kommen; das Gros wird ohne Zweifel den Weg über die Neue Brücke nehmen. Wenn ihre Spitze die Brücke fast überschritten hat, wird sie durch Treit-Kontakt hochgehen. Die Deutschen werden schwere Verluste haben, wir aber —“

Das Weitere ging unter im Geräusch neu eintretender Reiter. Gleich darauf verließen sämtliche Soldaten das Haus. Das Getrappel vieler Hüfe entfernte sich und erstarb im Rauschen des Regens.

„Gut, daß wir uns hier versteckt hatten!“ stieß Ernst erregt hervor. „Nun gibt es nur eins: wir müssen die deutsche Vorhut abfangen und sie warnen! An der Weggabelung, weißt du?“

„Ja — so komm!“ flüsterte Luisa. „Wir müssen uns beeilen!“

Und dann hasteten die beiden wieder durch die finstere Nacht dahin, eine Pflicht zu erfüllen. Sie kannten jene Gegend gut genug, um auch in schwarzer Dunkelheit den Weg zu finden.

Sie hatten erst eine kurze Wegstrecke zurückgelegt, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, zwei Männer vor ihnen standen und sie mit barschen Worten anhielten. Es waren polnische Soldaten. In der Nähe hielt mit laufendem Motor ein Auto.

„Wen bringt ihr denn da?“ fragte aus dem Wagen eine harte Stimme. „Schießt das Paß doch einfach nieder!“

„Ich dachte, sie könnten uns vielleicht den Weg zeigen —?“

„Ach so, ja, richtig!“ Der Offizier im Auto wandte sich den Geschwistern zu. „Könnt ihr uns zur Alten Brücke führen?“

Zur Alten Brücke! Das war die nicht unterminierte Brücke. Aller Voraussicht nach wollten diese Soldaten auch dort ihre Sprengladungen anbringen. Nein, dazu durfte niemand seine Hilfe hergeben!

„Ja, oder eine Kugel für jeden von euch!“ drängte der Offizier.

Luisa spürte, wie ein Ruck durch den Körper des

Kerner verließ die Stube und begab sich zum Strande. Dort nahm er das Bordbuch an sich und prüfte den Flächentank. Ah, hier war die Ursache: Der Tank zeigte einen Riß, er mochte bei der Notlandung im Tale entstanden und später durch die Schwingungen in der Luft größer geworden sein, das Benzin war langsam ausgelaufen.

Als er zurückkehrte, war der Arzt, ein grauhaariger Herr, mit der Untersuchung fertig.

(3. Fortsetzung folgt.)

Bruders ging. Dann jedoch, zu ihrem schmerzlichen Erstaunen, sagte er ruhig:

„Natürlich, warum sollten wir Ihnen den Weg nicht zeigen?“

„Gut — steigt ein, rasch! Aber führt ihr uns verkehrt, so schieße ich euch nieder, merkt euch das! — Los!“ Eng aneinandergedrängt saßen Luisa und Ernst Wildhagen dann vorn im Wagen neben dem Fahrer. Hinter ihnen saßen mehrere in Mäntel gehüllte Gestalten, deren eine eine schußbereite Pistole in der Rechten hielt, keinen Blick von den Geschwistern lassend.

Es regnete ohne Unterlaß. Schwarz verschleiert war die Nacht. Kaum erkennbar die grau verschlammte Landstraße, auf der sie fuhren. Dann hielten sie an einer Weggabelung. Ein schwacher Lichtschimmer glomm auf.

„Wohin — rechts oder links hinauf?“ fragte der Fahrer kurz. „Daß wir auch die Karten verloren! Der Teufel hole den ganzen Krieg!“

Luisa aber warf einen raschen, verstoßenen Blick auf das Gesicht des Bruders. Und sie dachte voller Inbrunst: Führe sie verkehrt! Laß sie mit uns über die Neue Brücke fahren! Es war ihr unmöglich, dem Bruder auch nur ein Wort zuzuraunen; waches Mißtrauen umlauerte sie. So legte sie ihre ganze Kraft in diesen heißen Wunsch.

„Links hinauf!“ sagte Ernst mit ruhiger, fester Stimme. „Der andere Weg führt zur Neuen Brücke!“

Sekundenlang schloß Luisa Wildhagen die Augen. Der Bruder tat das, was ihre Seele ihm zugerufen hatte, er führte den Wagen auf die unterminierte Brücke! Nun wußte sie es, und nun wurde es ruhig und still in ihr. Fast froh wurde ihr zumute, da sie nun auch wußte, daß der geliebte Bruder von Anbeginn an diese Absicht verfolgt hatte. Es war gut so, da es einen anderen Weg nicht gab. Sie würden nun über die unterminierte Brücke fahren und sie in die Luft sprengen. Sich selber mit. Aber nur so konnten die vielen deutschen Soldaten gerettet werden.

Bald hatten sie die Brücke erreicht. Noch lag sie unsichtbar im Regendunkel der Nacht, und nur die Auf-fahrt zeigte dem Kundigen ihre unmittelbare Nähe an.

Luisa spürte, wie die Schulter des Bruders sich mit sachtem Druck fester gegen sie presste. Im Dunkel fand ihre Hand die seine und hielt sie fest umschlossen. Die letzte, schwere Minute dieses Opferganges nahte, die mit ungeheurer Wucht sich nun auf zwei junge Herzen legte.

In diesem Augenblick erklangen laute polnische Rufe hinter ihnen. Gleich darauf überholte sie ein schweres Auto.

„Wie heißt diese Brücke hier?“ fragte eine herrliche Stimme.

„Die Alte Brücke!“ antwortete der hinter Luisa sitzende Soldat.

„Gut — dann wartet hier! Unsere Kolonne muß erst hinüber, wir haben keine Minute zu verlieren! Weiter-fahren!“ befahl er laut.

Und dann brummte Wagen auf Wagen an den Gal-tenden vorüber und auf die Brücke hinauf. Vollbesetzte Wagen — die nun in den Tod fuhren, der im Gefüge der Brücke zum Ansprung bereitlag.

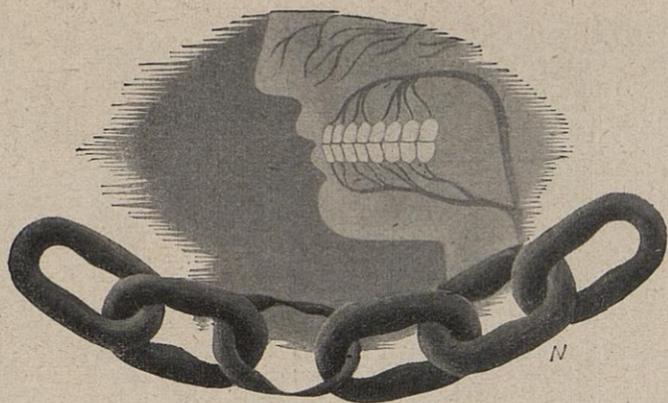
Luisa und Ernst Wildhagen aber saßen regungslos, da dieses Wunder sich vollzog. Sie starrten mit großen Augen in die Dunkelheit hinein, die Wagen auf Wagen verchluckte. Sie warteten — warteten —

Und dann zerriß ein betäubender Donnerschlag das rauschende Schweigen der Regennacht. Zukende Flammen schlugen aus dem Brückengerüst in die Finsternis, Eisen-teile flogen durch die Luft, Schreie gellten auf — dann stürzte alles polternd und krachend in den Fluß.

Ehe die im Wagen Sitzenden sich von ihrem lähmen-den Schrecken erholt hatten, ertönten wiederum Stim-men aus dem Dunkel hinter ihnen, und wieder brummte der starke Motor eines Autos auf.

„Hallo — der Wagen da! Hände hoch — alles aus-steigen!“ Das waren deutsche Worte. Es war ein erster Wagen der die fliehenden Polen hart bedrängenden deutschen Vorhut.

So wurden die Geschwister Wildhagen in letzter Minute gerettet, wurde ihrer tapferen Einsatz belohnt.



Der schwächste Punkt in unserer Gesundheit

Eine Kette ist immer nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Wenn ein Glied zerreißt, taugt die ganze Kette nichts. Genau so verhält es sich bei unserem Körper. Wenn ein Organ versagt, muß das Ganze leiden.

Die Zähne sind der Teil unseres Körpers, dessen Gesundheit stärker gefährdet ist als die der anderen Organe. Der beste Beweis hierfür ist die ungeheure Verbreitung der Zahnfäule (Karies), die geradezu als eine Volksseuche bezeichnet werden muß, denn über 90 v. H. unseres Volkes leiden an Zahnfäule. Keine andere Krankheit weist auch nur annähernd eine ähnlich große Verbreitung auf.

Der Kampf gegen diese Volksseuche hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn wir uns darüber klar werden, wie die Zahnfäule entsteht und was wir zu ihrer Verhütung tun müssen. Beim Entstehen der Zahnfäule gilt es zwei Gefahrenquellen zu unterscheiden. Die erste ist die innere Schwächung der Widerstandskraft der Zähne durch eine falsche, zahnungünstige Ernährung. Die zweite Gefahr ist die äußere Zerstörung der Zähne. Schuld hieran sind die Speisereste, die sich nach jeder Mahlzeit an den Zähnen, in den Zahnzwischenräumen und in den Kaufrüben festsetzen. In der feuchten Wärme des Mundes gehen diese Rückstände, besonders des Nachts, wenn der Speichelfluß nachläßt, schnell in Gärung über. Die dabei entstehenden Säuren entkalken den Zahnschmelz, lösen ihn bis

zum Zahnbein auf, und nun dringen gefährliche Bakterien durch die Zahnbeinkanälchen in das Innere vor. Sind die Bakterien erst einmal in das Innere gelangt, dann dauert es nicht lange, bis das Zahnmark unter entnervenden Schmerzen abstirbt und schließlich verwest. So wird das tote Zahnmark zur Brutstätte für neue Krankheitserreger, die den ganzen Körper vergiften und gefährliche Folgekrankheiten hervorrufen.

Es besteht gar kein Zweifel darüber, daß die Zahnfäule bei entsprechenden Maßnahmen mit der Zeit weitgehend eingedämmt werden könnte, wenn jeder von uns richtige Zahnpflege treiben würde. Dabei sind vier Forderungen zu erfüllen: 1. Die Kräftigung der Zähne durch eine vernünftige, den Zahnaufbau fördernde Kost. Dazu gehören vor allem grobes Vollkornbrot, Kartoffeln, Milch, Obst und Gemüse. 2. Jeder Bissen muß gründlich gekaut werden, damit die Zähne Arbeit bekommen und die Nahrung für die Verdauung richtig vorbereitet wird. 3. Täglich ist die gründliche und gewissenhafte Zahnpflege mit der eigenen Zahnbürste und einer guten Zahnpaste, wie Chlorodont, unerlässlich, damit alle Speisereste und Zahnbeläge entfernt werden. 4. Regelmäßig zweimal im Jahr muß einem Zahnarzt oder Dentisten Gelegenheit gegeben werden, unsere Zähne eingehend nachzusehen. So kann auch der kleinste Zahnfäuleherd festgestellt und leicht und billig beseitigt werden.

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Rätsel

Das jagt alles

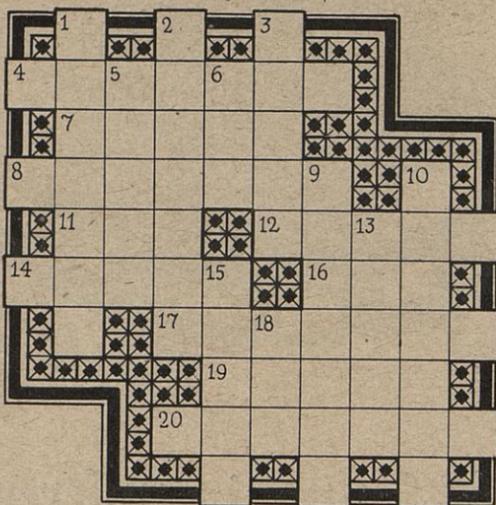
Man kann es faken, Nügel und so weiter,
Es kann's der Bliß, gib't keinen Blißableiter.
Man kann's den Weg der Tugend und des Lasters,
Auch Fenster mit den Steinbrocken des Pflasters,
Man wird's gefaucte Bücher oder Fett,
Denn Flecke findet jeder wenig nett!

Sinnpruch aus Silben

Taschendiebin, Tausendschön, Unklugheit, Atheist, Turnverein, Kindheitserinnerung, Kleiderständer, Freiligrath, Laienspiel, Bodensee, Badestelle, Sechshundsechzig, Körperkräfte, Tigerschlange, Gemeindeanger, Bergedorf, Sundgau, Gewandtheit

Jedem der obenstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. — Aneinandergereiht ergeben diese Silben eine Feststellung aus Leopold Schefers „Laienbrevier“.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 4. Juristischer Begriff, 7. Gattung der Froschlurche, 8. kanadische Provinz, 11. Fluß in Rußland, 12. chemische Verbindung, 14. Gestalt aus dem „Fliegenden Holländer“, 16. Naturerscheinung, 17. Staatenbündnis während des Weltkrieges, 19. italienischer Dichter, 20. niederländische Provinz.

Senkrecht: 1. Fisch, 2. geometrischer Begriff, 3. großer, schöpferischer Mensch, 5. männlicher Vorname, 6. Wurfspeer, 9. Badeort in Belgien, 10. soviel wie auflehnen, 13. Verwandte, 15. Gebirge in Südamerika, 18. geographischer Begriff.

10 Wörter Geographie

Sportlerin — Brigade — Hallimasch — Paradies — Amurgebiet — Aurikel — Betschwester — General — Madonna — Seidelbast

In jedem der vorstehenden Wörter ist in zusammenhängenden Buchstaben ein kleineres Wort geographischer Bedeutung enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Rätselwörter nennen, in der gegebenen Reihenfolge gelesen, eine Stadt in Thüringen.



Was einst nur sehr teure Hormon-Hautcremes enthielten, das bietet heute für einen erschwinglichen Preis Eukutol jeder Dame, die hautverwandte Kosmetik treiben will.

War es Ihnen schon bekannt?

Eukutol ist hautverwandt!

Die mattierende Eleganz, der zarte, bezaubernde Geruch, die Fähigkeit, auch angegriffener Haut sofort den Ausdruck sorgfältiger Pflege zu geben, machen diese Creme zum anerkannten Schönheitsmittel der Frau, die vollwertig im Berufs- und Privatleben stehen will.

Kleine Tube RM — .45
Große Tube RM — .82



Die Hormon-Schönheitscreme

Rassig und Verfrischend

EAU DE COLOGNE
Fl. Mk. -.85, 1.45, 2.25

PARFÜM
Fl. Mk. 3.05, 5.40, 8.-

GESICHTSPUDER
Sch. Mk. 1.25, 2.25

KÖRPERPUDER
Gl. Mk. 1.-

IA-33

Schwarzlose Söhne

Eine gute alte Methode neu entdeckt!

Für Hunderttausende ist Aok-Seesand-Mandelkleie seit Jahrzehnten das Mittel für eine besonders milde Art der Reinigung und der Pflege der Haut.

Heute entdecken täglich Tausende erneut, daß die altbewährte Aok-Seesand-Mandelkleie nicht nur gründlich reinigt, sondern zugleich die Haut milde massiert, zu stärkerer Durchblutung anregt, erfrischt und strafft.

Tägliches Waschen mit Aok-Seesand-Mandelkleie, das ist gründliche Reinigung und vielseitige Pflege der Haut, die Seife schlecht verträgt.

Aok-Seesand-Mandelkleie

— für Empfindliche Aok-Mandelkleie ohne Seesand —

Ohne Bezugschein

in Packungen zu 19, 48 und 95 Pfg.
in allen Fachgeschäften.

Druckschriften kostenlos Exterikultur & Ostseebad Kolberg 1 G



O- u. X-Beine
korrigiert und reguliert Deutsches Reichspatent
SATURN, Siegmarsa. F. 1. Verlag. Sie Katal. 51

BRIEFMARKEN
WALT.BEHRNS-BRAUNSCHWEIG-POSTF.
Werbebefristen kollektiv

Herzbeschwerden:

Herzflößen - Herzstechen - Herzschwäche - Herzdruck - Atemnot - Angstgefühl sollen unbedingt gründlich und möglichst bald behandelt werden. Durch rechtzeitige Anwendung eines stark beruhigenden und herzkräftigenden Mittels können ernsthafte Gefahren vermieden werden. Beseitigt man die Erscheinungen nervöser Herzbeschwerden, so wird man auch wieder besser schlafen. Ein bewährtes Mittel, das wirklich gute Erfolge bringt:

Heumanns „Herz-Hilfe“.

Dieses konzentrierte Präparat reicht fast einen Monat und ist für RM. 2.50 in den Apotheken zu haben.

Heumann
Herzmittel



Die stumpfloze Mode

verlangt von den Beinen mehr wie nur den schlanken Wuchs - sie müssen auch glatt und frei von störendem Haarwuchs sein! Mit Dulmin, dem zuverlässigen Enthaarungsmittel, wird überflüssiger Haarflaum schnell und schmerzlos entfernt, ohne die Haut anzugreifen.



50 1.10
1.80

DULMIN

ENTHAARUNGSCREME

Dr. Korthaus

DR. KORTHAUS FRANKFURT A.M.

Eiereinlegen!

Eine Arbeit, die einfach und doch lohnend ist. Gerade dann, wenn sich ein gewisser Überfluß an Eiern zeigt, wird jede kluge Hausfrau für spätere Zeiten vorsorgen: Sie legt ihren Eiervorrat nach und nach in Garantol.



Garantol

Konserviert Eier über 1 Jahr

Wohlbefindliche Ernährung



Nach anstrengendem Schaffen benötigt der Körper eine Entspannung, aber nicht immer vermögen Luft und Sonne allein die Erneuerung der Kräfte zu bewirken. Dann ist es angezeigt, den Organismus durch eine Zufuhr von lebenswichtigen Hormonen und Vitaminen zu kräftigen.

OKASA

bietet diese Wirkstoffe mit der Nervenahrung Lecithin und hat sich bestens bewährt zur Steigerung der Leistungskraft und zur Stärkung der Nerven. 100 Tbl. Okasa-Silber f. d. Mann 8.80, Gold f. d. Frau 9.50, in Apotheken. Zusendung der ausführl. Broschüre und Gratisprobe veranl. geg. 24 Pf. f. Porto Hormo-Pharma, Berlin SW 80

Ein zeitlos jugendliches Gesicht

ist nicht angeboren, sondern eine Folge richtiger Hautpflege.

ELLOCAR-CREMES sind einfach in der Anwendung, durchdacht in ihrer Zusammensetzung und überraschend in der Wirkung. Daher verdienen sie das Vertrauen jeder Frau. Tag- und Nacht-Creme Ellocar sind erhältlich in Tuben zu RM. 0,75, in Töpfen zu RM. 2,-.

CREM Ellocar

ELLOCAR G.M.B.H. DÜSSELDORF

A 403



Überlegen

BIS INS »LETZTE« gepflegt sein, das ist das Geheimnis der überlegenen Frau. Sie gebraucht Odo-Ro-No mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie ihre Zahnpasta. Odo-Ro-No erhält den Körper frisch und die Kleidung makellos sauber. Odo-Ro-No wird in zwei Stärken hergestellt: „Normal“ (rot), einmalige Anwendung schützt etwa 3 bis 7 Tage — „Spezial“ (klar) für empfindliche Haut, 1 bis 3 Tage ausreichend. Flaschen mit praktischem Stielschwamm sind zum Preise von RM 1.35 und 2.45 erhältlich.

ODO·RO·NO

VERHÜTET
LÄSTIGE TRANSPIRATION
UND ÜBLEN GERUCH

Hergestellt durch Jünger & Gebhardt · Berlin

Wissen Sie schon, „KAOTA“

daß das bewährte Hormon-Präparat: viel Männern bei vorzeitig. Schwäche hervorrage. Dienste leistete? (RM. 8.80; silber f. Männer, gelb f. Frauen). In all. Apothek. od. disk. ohne Abs. durch uns. Versd.-Apothekel! Fordern Sie aufklar. Schrift mit Probe gegen 24 Pf. Porto von: Medico-Pharma, Berlin-Chlb. 7, Postf. 219

alte Reserve

Winkelhausen

Stammhaus gegr. 1846



Nun wird es mit mir wieder zufrieden sein, weil ich durch **Blanko Sulf** meine Gesichtshaut wieder habe!

Blanko Sulf
Flasche (ca. 45 gr) RM 1.39
Zu haben in allen Apotheken

Baden-eine Lust

aber nur mit „OHROPAX“-Bade- wolle. Sie verhindert das Eindringen von Wasser ins Ohr und gibt größere Sicherheit beim Schwimmen. Schachtel mit 6 Paar hygienisch präparierten Bäschen RM 0.90; i. Apothek., Droger. usw. Max Negwer, Apotheker, Potsdam 7



Natürliche Größe etwa 7 x 5 cm

In fremdem Gelände

sicheres Zurechtfinden

Orientierungs-Schwierigkeiten, Zeitverluste und Gefahren durch Irrtümer in der Richtung gibt es nicht mehr! Der zuverlässige Busch-Marsch-Kompass sichert schnelles Zurechtfinden durch folgende Präzisionsausstattung: Kimme - Korn - Visier mit wettergeschütztem Metallspiegel, drehbare Teilscheibe, Anlege- und Messkante zum Festlegen der Richtung und Ausrechnen der Entfernung, nachts-leuchtender Richtungsweiser und als Wertvollstes: Die Nadel wird durch Wirbelstrom gebremst, sie spielt sofort ein und hält die Richtung ohne Schwanken und Zittern fest. Bei Nichtgebrauch ist der Kompass geschützt und die Nadel durch gutschliessen- den Metalldeckel festgestellt. Erhältlich in Fachgeschäften. Preis RM 11.-

Busch

Marsch-Kompass

EMIL BUSCH A.-G., RATHENOW



W 12 058

Ist DIESE Stelle älter als Ihr Geburtsschein?

Um die Nasenflügel und zwischen Mund und Kinn, da zeigen sich die ersten vergrößerten Poren, Warnungszeichen der Natur, die bedeuten, daß die feinen Drüsenkanälchen der Haut verstopft sind und die Hautatmung und Hauternährung behindern. Verhindern Sie rechtzeitig diesen Schönheitsfehler durch eine rationelle, die natürlichen Funktionen der Haut unterstützende und ergänzende Hautpflege. Kaloderma-Kosmetik-Präparate sind auf Grund der Ergebnisse letzter biologisch-kosmetischer Forschung aufgebaut. Nach kurzem Gebrauch werden Sie feststellen, wie sie Ihrer Haut Spannkraft, Geschmeidigkeit und Frische wiedergeben. Jede Frau, die schön sein und bleiben will, muß diese intensiv wirksamen modernen Hautpflegemittel kennenlernen.

KALODERMA-REINIGUNGS CREME
Eine Reinigungscreme, die Ihre Haut wirklich tiefdringend reinigt und auch die letzten Staub- und Schmutzteilchen aus den Poren löst. Die Basis für jede erfolgreiche Hautpflege. Dosen RM .75 und 1.35; Töpfe RM 2.— und 5.—

KALODERMA-GESICHTSWASSER
Mehr als ein herrlich erfrischendes, hautstraffendes Gesichtswasser — ein ideales Vorbeugungsmittel bei müder und welker Haut. Erhält den Teint rein und macht die Haut wieder jugendlich, straff und elastisch. Fl. RM 1.25 u. 2.—

KALODERMA-AKTIVCREME
Eine Spezial-Nähr-Coldereme, die infolge ihrer spezifischen Zusammenstellung mangelnde oder fehlende Hautdrüsenernährung in vollkommen natürlicher Weise ergänzt. Tuben RM .50 u. RM 1.—; Töpfe RM 2.— u. RM 5.—

KALODERMA-TAGESCREME
Verleiht der Haut bleibenden samtartig matten Schimmer, die Voraussetzung für ein gepflegtes Aussehen. Schützt bei unbehinderter Hautatmung die Poren gegen Verunreinigung. Tuben RM .50 und RM 1.—; Topf RM 2.—

KALODERMA Kosmetik

EIN NEUER WEG ZU
NEUER SCHÖNHEIT



F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

Silberrätsel

Aus den Silben:

a — an — ap — au — ba — bau — be — bel
— bel — bel — bens — ber — bil — buch —
bund — chen — chen — cher — co — dorn
— en — fel — flug — gau — ge — gel —
gi — haus — i — ka — ku — la — la — le
— mond — mut — müt — nacht — napf —
ne — ni — non — o — o — och — pro — ra
— rös — rus — schna — se — se — sen —
ser — sis — skep — stamm — ste — stock
— tas — ten — ter — thur — un — us — va
— wachs — ze —

Sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch von Gottfried Keller ergeben (ch gilt als ein Buchstabe).

1. Lichtquelle, 2. Tierkörperteil, auch Name der breiten Schuhe der Lutherzeit, 3. Scherzbezeichnung für langweiligen Menschen, 4. Opernkomponist, 5. deutsche Märchengestalt, 6. Geschirrgegenstand, 7. mehrstimmiges Tonstück, 8. Nebengebäude, 9. Gebäck, 10. deutscher Monatsname, 11. Zweifel, Mißtrauen, 12. Schweizer Kanton, 13. Sammlung von Denksprüchen und Zitaten, 14. Schiffsfenster, 15. Bezeichnung für Ehe, 16. Straußoper, 17. männlicher Vorname, 18. Sportart, 19. Rüsselläfer, 20. spanische Stadt, 21. römischer Feldherr, 22. englisches Parlament, 23. Beweis der Beherztheit.

Ungleiche Geschwister

Auf der Drei-fünf sieht man Inge,
Scherzend, fröhlich, guter Dinge,
Eins bis fünf lockt Alfred mehr,
Obst ist immer sein Begehrt;
Und im Eins-zwei — schmausend froh —
Sieht man den Herrn Studio.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 26

An der Mose! Traube, erbaut.
Für kundige Erdkundler:
Laibach, Indiana, Tübingen, Zuerich,
Marburg, Algier, Nassau, Namur, Sahara,
Triburg, Amrum, Dirschau, Torgau. — Vitz-
mannstadt.

Sprach-Mosaik:
Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick.

Historisches Gitterrätsel:
a—h 1821, b—i 1923, c—k 1740, d—l
1812, b—f 1871, e—g 1929, d—h 1721, e—i
1843, a—o 1915, b—p 1934, e—q 1921, d—r

1920, b—m 1931, e—n 1919, d—o 1935,
e—p 1924; f g k l 1902, m n q r 1910.
Einladend: Geh(w)ege.

Silberrätsel:
Jedes Abnehmen ist eine Selbstvergiftung. —
1. Juli, 2. Elfenbein, 3. Dattelpalme, 4. Curipides, 5. Sieglinde, 6. Überbleibsel, 7. Brustkorb, 8. Ehrenpreis, 9. Leutnant, 10. Negativ, 11. Elfenhütte, 12. Samitar, 13. Musterung, 14. Entenei, 15. Rahtampf, 16. Zinnenarchitekt, 17. Schiefergrau, 18. Taijun, 19. Engering.
Mehr und weniger erbautlich:
Spielzeit, Spitzkei.

Elfenhaut
Sportbrustschlüpfer
D. R. G. M. 1 356 000 mit geschlossenem Rückenteil

Sportbrusthalter
D. R. G. M. 1 393 276 mit geknöpftem Rückenteil

Nur der gegabelte Schulterträger im Rücken bietet Gewähr für einwandfreien Sitz und Halt der Brust. Nachahmungen weisen man zurück. Alleinige Hersteller

GÜNTHER & NEUMEISTER
Korsettfabrik · Schneeberg i. Sa.
50 Jahre Qualitätsarbeit · Für Beruf, Sport und Tanz

Unentbehrlich für die Badezeit!

Die Brücke über **Gassenmer**
ärgerliche Stunden: *Liköre*

Haut-
PFLEGE und
REINIGUNG

Mandelkleie
Dr. Korthaus
SCHACHTEL RM .75

ohne
SEIFE

DR. KORTHAUS
FRANKFURT A.M.

zeichnet die Wäsche mit
BEVO

Webnamen
Ewald Vorsteher WUPPERTAL

Libyen im Zeichen des italienischen Kriegseintritts



Der mörderische Feind im Libyschen Hinterland: Der Sand.

Immer wieder verschütten unerwartete Sandstürme die mühsam angelegten Wüstenstraßen. Uferlos würden die Transporte im Sandmeer versacken, wenn nicht ständig Wachtposten von den Militärstationen eingesetzt werden, die, besonders jetzt im Krieg, die Strecken fahrbar halten. Alle Aufnahmen: Helmut Kindler



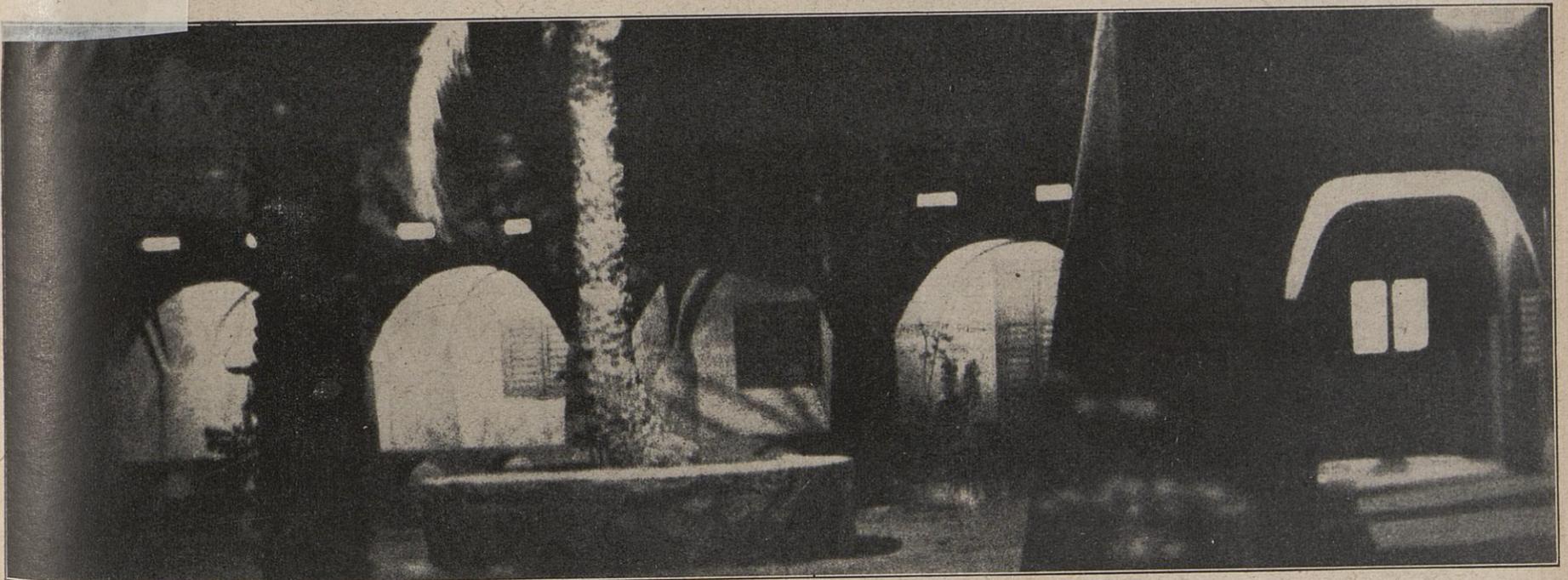
Eine häufig beobachtete Straßenszene in Tripolis:

Das Bild für die Braut. Hier vereinen sich vor der Kamera heimatische und tripolitanische Uniformen in bester Kameradschaft.



In der Hauptstadt Libyens: Kirchgang mit Bajonett.

Die Truppen der Garnison betreten die Kirche, die Gebete gelten den Kameraden an der Front und dem Sieg des Vaterlandes.



Der glänzende Lichtblick im Wüsteninneren... verdunkelt.

Das moderne, mit allem Komfort ausgestattete große italienische Hotel in der Oase Gadames steht im Zeichen des Krieges: Während es früher der große Lichtpalast in der dunklen Wüstenmacht war, ist jetzt der Bau fast völlig abgedunkelt.



Wasser wird

Ein Blick auf das höchstgelegene Dorf Europas: Silvretta in den Borzeller Alpen. Die gewaltigen Arbeiten brachten einen so großen Menschenzufluss, daß beinahe eine eigene kleine Stadt entstand. Sie zählt über 700 Einwohner.



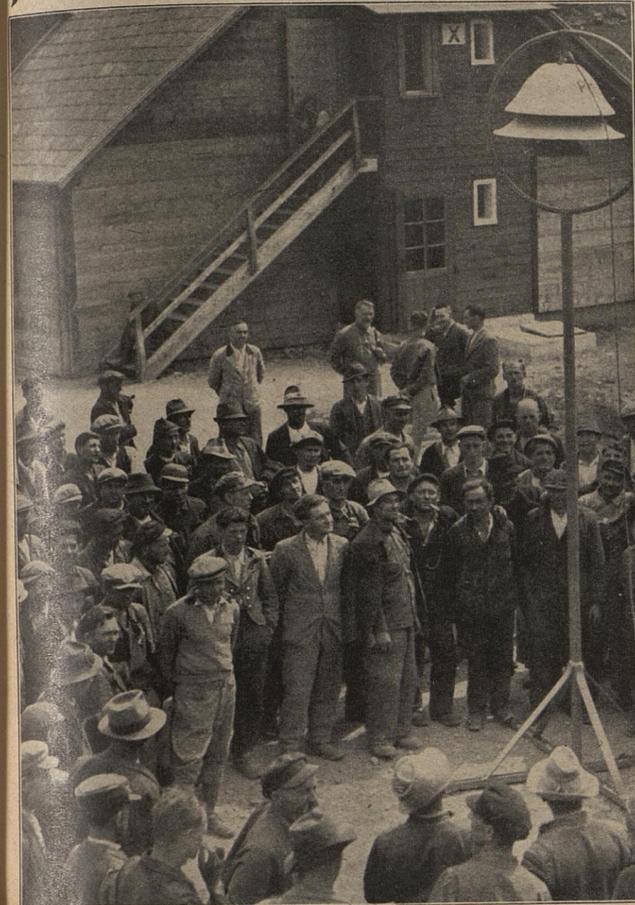
Der „Silvretta-Express“ bringt jeden Morgen die Arbeitskameraden an ihre Arbeitsplätze. Hoch oben in der alpinen Welt wurden für dieses Bauvorhaben fast 30 Kilometer Gleise verlegt.



Ein Blick durch die Baugerüste auf die grandiose Alpenwelt. Das Bauvorhaben wird die natürliche Wasserscheide Donau-Rhein an dieser Stelle völlig beseitigen! Durch einen drei Kilometer langen Stollen wird das bewirkt.

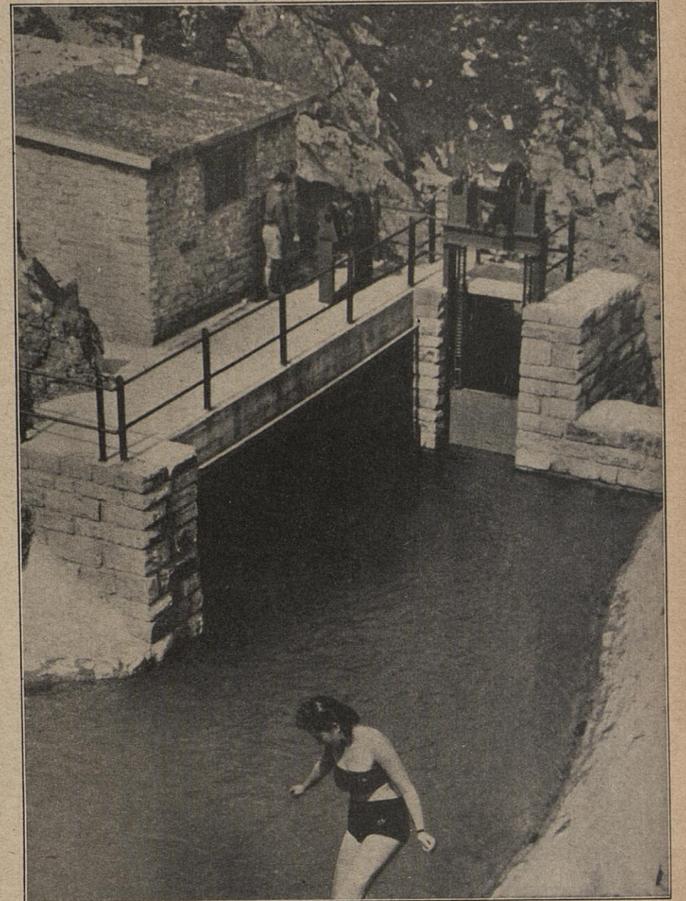
pro Stunde 5000 Mk wert

Bildbericht von Herbert Römer von der Baustelle eines großen Kraftwerkes in der Silvretta



Fern der Front und doch mit ihr verbunden

mit die Arbeiter durch die überall aufgestellten Lautsprecher. Wenn sie Glück haben und während der Freizeit eine Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier durchkommt, dann stehen sie alle, mit ihren Gesichtern freudig bei den Feldgrauen, um die Lautsprecher.

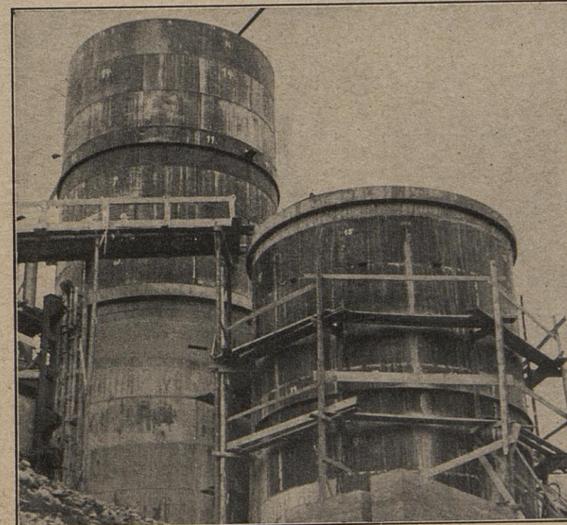


Ein Staubecken, in dem man auch schon baden kann.

Hier ist das Wasser gesammelt, das einst zur Donau und zum Schwarzen Meer floss. Jetzt gelangt es durch den Stollen in ein anderes Tal und kommt so in den Bodensee. Auf diesem neuen Weg wird seine Energie in Elektrizität umgewandelt, deren Stromwert in der Stunde 5000 Mark beträgt.



Ein Arzt sorgt für die Arbeiter und behandelt kleinere Verletzungen, die bei schwieriger Arbeit manchmal entstehen, an Ort und Stelle.



In der Nähe des Dorfes wird an einem großen Stauee gearbeitet. Hier stehen mächtige Silos, deren Fassungsvermögen je 1000 Tonnen Zement beträgt.



Ein wirklicher Genuß: Kaffee in der frischen Luft, verbunden mit einem herrlichen Höhen Sonnenbad.



Vom Heldentum deutscher Soldaten im hohen Norden.

Fallschirmjäger an der Narvikfront.

Wie über dem Exerzierplatz springen die Fallschirmjäger aus dem Flugzeug und schweben langsam über der unwirtlichen, einförmigen Fels- und Schneelandschaft der Narvikfront zum Landeplatz hernieder. „Der heldenhafte Widerstand, den die Kampfgruppe des Generalleutnants Diefl seit vielen Wochen, vereinsamt, unter den schwersten Bedingungen in Narvik gegen eine überwältigende Uebermacht geleistet hat, erhielt seine Krönung durch den vollen Sieg. Ostmärkische Gebirgstruppen, Teile der Luftwaffe, sowie die Besatzungen unserer Zerstörer haben in zwei Monate lang andauernden Kämpfen einen Beweis ruhmvollen Soldatentums für alle Zeiten gegeben“, so lauteten die ehernen Sätze aus dem Führerhauptquartier, mit denen die Nachricht von dem Sieg im Norden der Welt bekanntgegeben wurde. PK Böttger - Atlantic

HUMOR

Zeichnung von Entelmann

„Paula, gestern habe ich gesehen, wie ein junger Mann deine Schwester Elli zu küssen versuchte! Aber es ist ihm nicht gelungen!“
„Dann war es nicht die Elli!“

*

„War denn ein Zeuge dabei, als Ihnen der Angeklagte die Ohrfeige gab?“
„Nein, Herr Richter, ich habe sie ihm auch so geglaubt!“

*

„Ich möchte ein Geburtstagsgeschenk für eine Sängerin.“
Beglückt erwidert der Stift: „Da habe ich hier etwas sehr Passendes: Handbuch des guten Tones!“

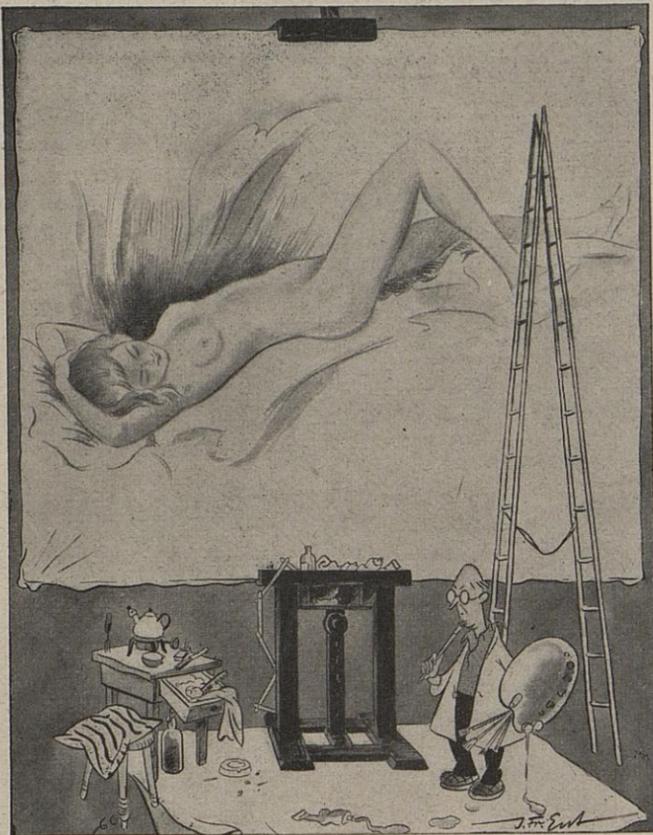
*

„Karl, warum lachst du denn schon wieder?“
„Ich ruhe nur mein Gesicht aus, Herr Lehrer!“

*

„Wie war der Dramaturg, Otto?“
„Schrecklich fromm!“
„Wieso fromm?“
„Bei jeder Szene meines Dramas, die ich vorlas, faltete er die Hände über dem Kopf zusammen und rief: ‚Mein Gott! Mein Gott!‘“

*



„Der Arzt hat mir Höhenluft verordnet. Da ist es schon das Beste, wenn ich am Knie weiterarbeite!“

„Gestern sagtest du zu meiner Mutter, daß du 26 Jahre alt bist. Und als ich dich vor drei Jahren kennenlernte, warst du doch, wie du mir damals sagtest, auch schon 26 Jahre. Wie ist das möglich?“

„Sehr einfach. Mir ist stets, als hätte ich dich erst gestern kennengelernt.“

*

„Du warst im Stadtpark, Edith?“
„Ja, aber allein, Mutti!“
„Mit wem allein?“

*

„Wir erwarten Sie also Freitag abend. Zuerst werden meine drei Töchter mustizieren, und um neun Uhr wird gegessen.“

„Schön, ich werde pünktlich um neun Uhr da sein!“

*

Zimme hat Besuch. Nachmittags werden bei einem Spaziergang die Sehenswürdigkeiten der kleinen Stadt besichtigt. Plötzlich kreuzt ein kleines Männchen den Weg. Zimme macht seinen Besuch darauf aufmerksam:

„Sehen Sie den da? Wenn Sie wüßten, was diesem Menschen alles nachgesagt wird!“

„Wieso? Was denn alles?“

„Na ja, er ist doch der Souffleur von unserem Stadttheater!“



Frohe Urlaubstage...

Ferien vergehen, Photos bleiben. Selbst aus kurzen Urlaubstagen wird ein glückliches Erinnern für viele Jahre. Und jeder kann diese Freude haben. Photographieren ist einfach. Der bewährte Agfa-Film hilft mit, daß die Bilder gut werden.



Der **Agfa-Film** zu allen Zeiten ein guter Freund.

Bräune schnell!
Ohne Sonnenbrand!

mit

Stora

Sonnenschutz ohne Fett und Öl



Stora schützt zuverlässig vor Sonnenbrand.
Die Haut wird sehr schnell braun!

dorhand

MARIA THERESIA von Gottes Gnaden
 Römische Kaiserin, Königin zu Ungarn, Böhmen,
 Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien etc. Erzherzogin zu Oesterreich,
 Herzogin zu Burgund, zu Steyer, zu Kärnten, und zu Krain, Großfürstin zu Siebenbürgen, Markgräfin
 zu Mähren, Herzogin zu Brabant, zu Limburg, zu Luxemburg, und zu Geldern, zu Würtemberg, zu Ober- und
 Nieder-Schlesien, zu Markland, zu Mantua, zu Parina, zu Placenz, zu Quattalla, zu Nuschwitz, und Zator;
 Fürstin zu Schwaben, gefürstete Gräfin zu Habsburg, zu Flandern, zu Tyrol, zu Hennegau, zu Lothringen, zu Götting, zu Götting,
 und zu Gradisca, Markgräfin des Heil. Römischen Reichs, zu Burgau, zu Ober- und Nieder-Lausnig, Gräfin zu Namur, Frau auf der Windischen
 Mark, und zu Reicheln etc. verwittibte Herzogin zu Lothringen und Bar, Großherzogin zu Toscana, etc.

Entbieten R. R. allen und jeden Unseren geistlichen und weltlichen Obrigkeit, denn sämmtlichen Vasallen und Untertanen Unserer kaiserliche königliche Gnade, und geben euch hiemit gnädigst zu
 vernehmen: was gestalt Unser Kaiserl. auch Kaiserl. Königl. Hofkammer die von der neuen Tabakfabrikations-Compagnie entworfenen und behaltene Tariffe, nach welcher sich selbe die Tabak-
 sorten in dem nächst eintretenden 1775^{ten} Jahre in Unserem Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns verkaufen zu lassen erkläret, Uns gehorsamt überreicht habe.
 Damit also das gesammte Publikum des Preises halber hievon die erforderliche Wissenschaft erhalte;
 Als wird allen Eingangs ernannten Unseren geistlichen und weltlichen Obrigkeit, denn sämmtlichen Vasallen und Untertanen anmit gnädigst anbefohlen, daß ihr euch nach der hieby
 anverwahrten Tariffe und der darinnen beangenehnten Ausmessung sowohl im Kaufe als Verkaufe, hierauf auf dem Lande gehorsamt achten solltet. Denn an dem geschieht Unser gnädigster Willen
 und Meynung.
 Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt Wien den 24^{ten} Monatsstag Decembris im siebenzehnhundert vier und siebenzigsten, Unserer Reichs im fünf und dreyzigsten Jahre.

Handwritten signatures and notes in cursive script.

Um den Raucher vor Übervorteilung zu schützen sind vor mehr als 150 Jahren Maßnahmen für den gerechten Vertrieb von Tabakwaren getroffen worden. Die Erfahrungen aus anderthalb Jahrhunderten kommen heute dem Raucher der begehrten Austria-Cigaretten zugute. Diese Tradition verpflichtet zu hoher Qualität.

Milde Sorte



4 Pfennig

DAMES 4 Pf. | MEMPHIS 4 1/6 Pf. | III. SORTE 5 Pf. | NIL 6 Pf.

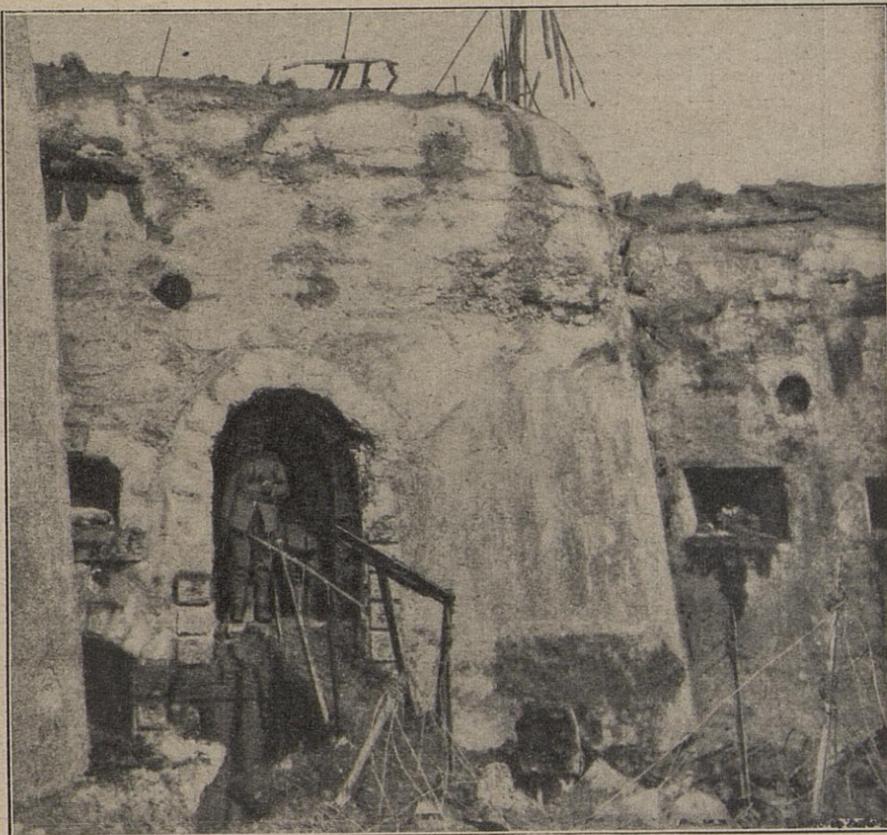


Aus 20 Kilometer Entfernung aufgenommen:

Von dicken dunklen Rauchwolken und Nebel verhüllt: Das brennende Verdun

PK v. d. Piepen-Atlantic (2),
PK v. d. Piepen-Weltbild (1)

Am Morgen des 15. Juni 1940 wurde die Festungsstadt, um die im Weltkrieg 700 000 Soldaten fielen, von den deutschen Truppen erobert. Am Tage zuvor sind die Forts Vaug und Marre genommen. Andere starke Forts verteidigen noch den Zugang. Von Montfaucon, 20 Kilometer nordwestlich der Stadt, von wo dieses Bild aufgenommen wurde, kann man — wie von den anderen Höhen rings um den Talkessel — deutlich an den Qualmwolken der riesigen Brände erkennen, daß Verdun reif zum Fall ist. Schon um 12 Uhr 30 mittags weht die Flagge des Reichs über der Zitadelle.



1918: Von Dorf Kimmel steht nur noch ein Teil der Kirche.

Nach hartem Ringen gelang es deutschen Truppen am 25. April 1918 den Kimmelberg und das an seinem Fuß gelegene Dorf Kimmel zu nehmen. Gegenangriffe des Feindes bis zum 20. Mai, vorbereitet durch schwerste Trommelfeuer, scheiterten. Das ganze Gelände — auf unserem Bild aus einem Flugzeug in 150 Meter Höhe aufgenommen — war ein einziges Trichterfeld. Archiv DV.

Kimmel



1940: Dorf Kimmel und die Kirche blieben erhalten.

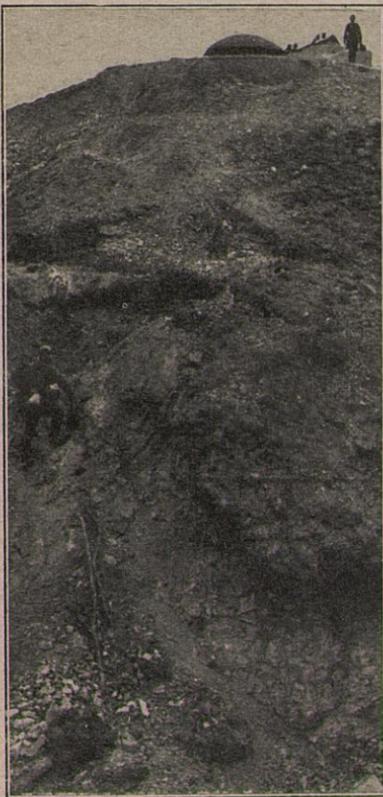
Aber die Kämpfe vom 27. bis zum 29. Mai 1940 waren nicht minder hart als die des Weltkrieges an diesem Schicksalsberg der großen Flandernschlacht. Englische Garderegimenter leisteten zähesten Widerstand. Um jede Hecke, um jedes Feld, um jeden Baum wurde gerungen — bis die englische Front zusammenbrach. PK Titz-H.H

Hier drang der erste deutsche Soldat in das Fort Douaumont ein.

Am 25. Februar 1916 stürmten Männer des 24. Infanterie-Regiments das starke Werk nördlich von Verdun. Allen voran Leutnant Radtke, der als Erster von der 5 Meter hohen Mauer in den Graben des Forts sprang. Radtke-D. V.

Verdun

15. Juni 1940:
Die Erde um Fort Marre ist von schweren deutschen Granaten zerwühlt



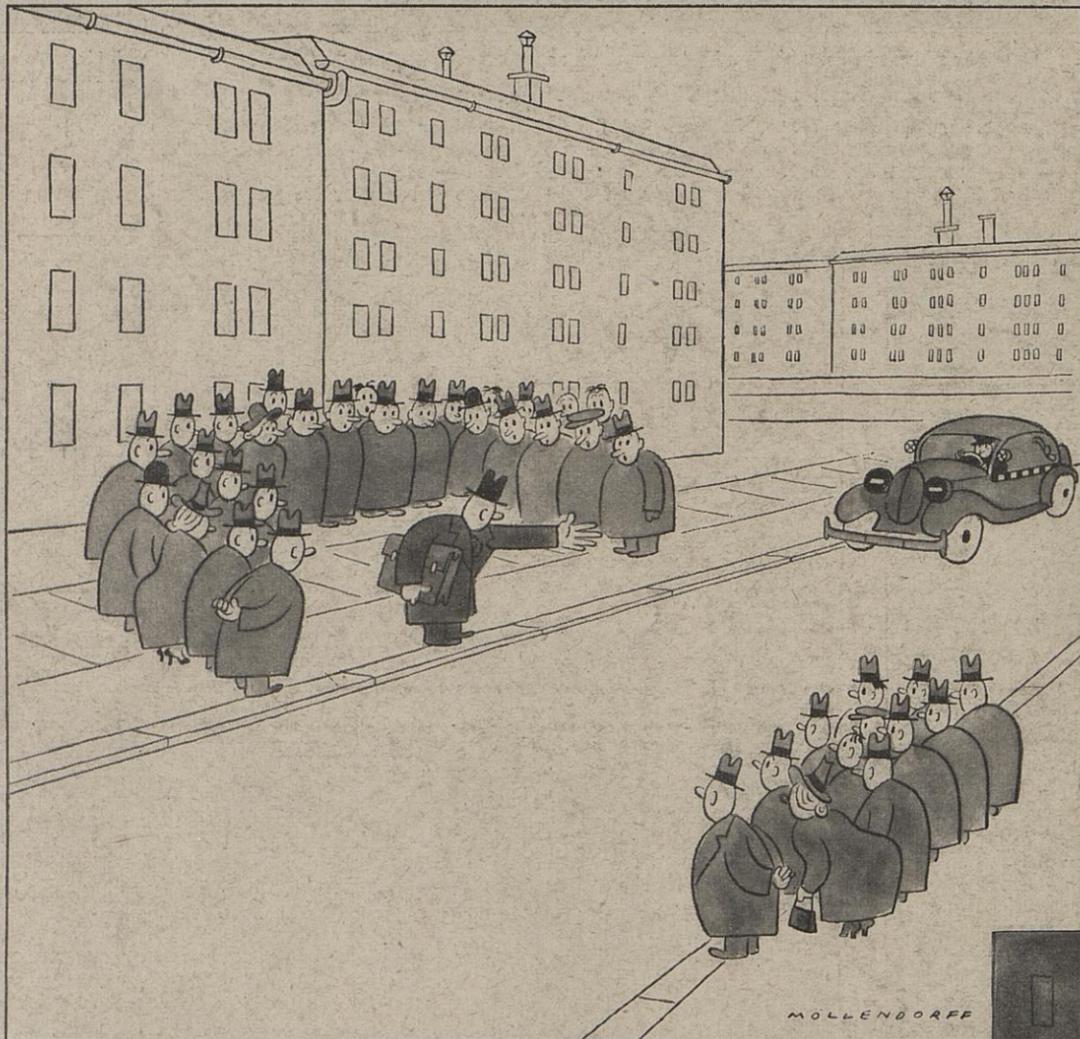
16. Juni 1940:
Parade der Erstürmer von Verdun vor dem französischen Denkmal, das heute die alte und die neue Reichskriegsflagge schmückt.



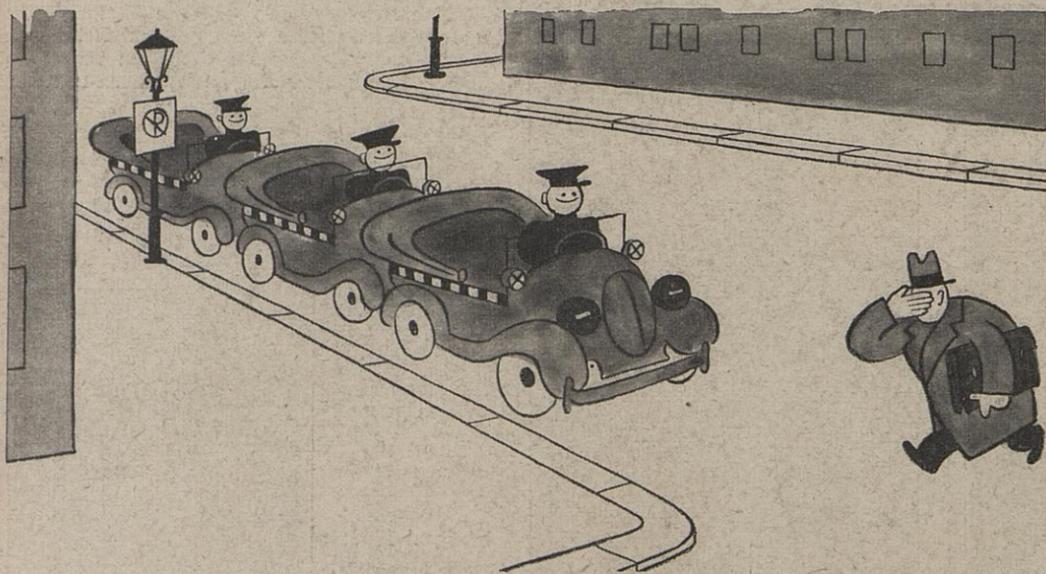
Ein Ruf, der selten wurde:

Halla - Taxe!

ZEICHNUNGEN VON HORST V. MÖLLENDORFF



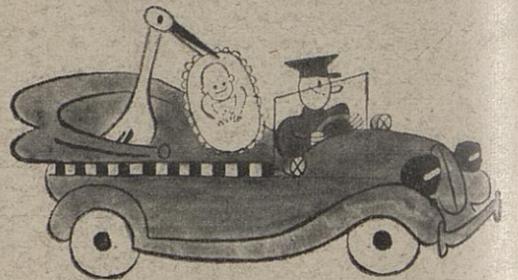
Der Mann, der „Tage!“ gerufen hat ...



Einer, der es eilig hat, entgeht der Versuchung!



Der Pedant, der morgens mit einem schlechten Gewissen aufwacht ...
... er ist im Traum Tage gefahren!



Der kleine Mann, der eine Tage benutzen darf!



Früher brauchten alle Verliebten eine dunkle Tage — heute ist der Weg noch dunkler und geht nicht so schnell zu Ende!